

BALTIKUM 2026

DAVIDS REISETAGEBUCH

22 TAGE

5 LÄNDER

4.416 KILOMETER



Aufbruch und Ankunft

Wie es zu dieser Reise überhaupt kam

Eigentlich hatte diese Reise schon vor einigen Monaten begonnen. Nach der Kündigung durch meine alte Firma und während der Bewerbungsphase für den neuen Job hatte ich das Bedürfnis, nach der anstrengenden Zeit einfach mal wegzukommen. Raus. So richtig raus.

Den entscheidenden Anstoß gab allerdings ein ganz anderer Ausflug. Schon Anfang Mai wollte ich Richtung Norden, und fuhr sehr spontan nach Amsterdam. Ich musste dringend mal wieder meine Füße in die Nordsee stecken.

Als ich in Zandvoort am Strand saß, spielte ich kurz mit dem Gedanken, noch weiter nach Paris zu fahren. Und dann vielleicht ins Elsass oder nach Basel. So eine Art Mini-Interrail. Das war aber so spontan schlichtweg zu teuer und zu bekloppt. Stattdessen saß ich schließlich in einem Café an einer Gracht und begann, mir Landkarten des Baltikums anzuschauen. Aus einer Idee entwickelte sich später der Plan für eine Reise, die ich schon lange einmal machen wollte. Ob Interrail oder sonstiges Reiseformat war mir in dem Moment egal.

Anfang Juli kam eine Woche, wie ich sie selten erlebt habe. Nein: noch nie.

An dem Montag wusste ich noch nicht, wann mein letzter Arbeitstag sein würde. Der war dann genau einen Tag später. Am Mittwoch fuhr ich nach Köln, um am Donnerstag einen wichtigen Vortrag in Düsseldorf zu halten. Nach dem Vortrag erfuhr ich von Dorothees Tod. Und am selben Tag lagen ausgerechnet Kündigung und neuer Arbeitsvertrag gleichzeitig im Briefkasten. Es war, als würden sich innerhalb weniger Stunden mehrere Türen schließen und andere öffnen.

Am selben Wochenende plante und buchte ich die komplette Baltikumreise innerhalb von zwei Tagen. Flug, Hotels, Ferienwohnungen, Züge, Busse, Mietwagen, Fähre – einmal quer durch Litauen, Lettland, Estland, einschließlich Tagesausflug nach Helsinki.

Sonja konnte nicht mitkommen. Deshalb wurde das ein David-Urlaub wie zuletzt 2018, als ich zwischen zwei Jobs mit Interrail allein durch den Balkan gefahren bin. Selten hat man sowohl Zeit als auch das nötige Geld gleichzeitig für solche Sachen.



31. JULI · MÜNCHEN → VILNIUS · LITAUEN

Heute klingelte der Wecker um 5 Uhr. Der Flughafen München liegt für uns nur rund 45 Autominuten entfernt, mit öffentlichen Verkehrsmitteln wären es eineinhalb Stunden. Sonja brachte mich hin. Wir hatten beide schlecht geschlafen. Zum einen wegen der seit Tagen drückenden Hitze. Zum anderen, weil ich vor Reisen grundsätzlich schlecht schlafe. Entsprechend gerädert begann der Tag.

Am Flughafen lief zunächst alles problemlos. Nur eine kleine Überraschung: AirBaltic fliegt dann doch ab Terminal 2 statt Terminal 1. Machte nichts. Ich reiste schließlich nur mit Kabinentrolley und Tagesrucksack. Keine große Kamera. Nach längerem Überlegen hatte ich den Fotorucksack zuhause gelassen und vertraue vollständig auf mein neues iPhone.

Die Sicherheitskontrolle selbst dauerte exakt drei Minuten. Wie eigentlich immer, wenn man viel zu früh am Flughafen ist. Ist man es einmal nicht, dauert sie garantiert mindestens eine Dreiviertelstunde. Der Flug nach Rīga (Zwischenstopp) verlief entspannt. Kurz vor dem Boarding wurde allerdings mein Trolley doch noch eingecheckt, weil die Kabine zu voll war. Rückblickend hätte ich mir also den Pack-Krimi sparen können, bei dem ich tagelang versucht hatte, möglichst wenig mitzunehmen, ohne in minimalistischen Selbstkasteiungsmodus zu verfallen.

Durch die Verspätung in München hatte es einen Wechsel der Startbahn und einen neuen Startslot gegeben. Also verspätete Ankunft in Rīga und verzögerter Weiterflug nach Vilnius. Beim Startlauf beschleunigte der A220 kurz und ging plötzlich voll in die Bremsen. Startabbruch. Das erlebt man nicht alle Tage. Wenige Minuten später standen wir allerdings schon wieder an der Startbahn. Beim zweiten Anlauf gab der Pilot vom ersten Meter an deutlich mehr Schub. Vielleicht wollte er einfach nur weg, bevor es sich noch jemand anders überlegt.



In Vilnius angekommen dann der nächste Dämpfer. Die Kreditkarte machte Probleme, weil die gestrige Echtzeitüberweisung auf das Kartenkonto noch nicht verbucht war. Also kein Bolt. Statt der geplanten 12,50 Euro wurden es 28 Euro im normalen Taxi. Ärgerlich. Dazu stellte sich heraus, dass meine neuen Ladekabel ausgerechnet mit der Powerbank nicht harmonieren. Irgendwann hatte ich ehrlich gesagt einfach genug.

Die Unterkunft liegt mitten in der Altstadt, ist sehr neu, sehr sauber und sehr ruhig. Das war die erste positive Überraschung. Nach einer kurzen Verschnaufpause lief ich einfach ohne Plan los.

Vilnius fühlt sich überhaupt nicht wie eine Hauptstadt an. Eher wie ein großes Dorf, das zufällig Regierung, Parlament und Botschaften besitzt. Wären nicht überall Konsulate, käme man kaum auf die Idee, sich in der Hauptstadt eines EU- und NATO-Mitgliedstaates zu befinden. Überall wehen litauische Flaggen. Und fast genauso präsent sind ukrainische Flaggen oder Solidaritätsbekundungen. Auf den Oberleitungsbussen steht “Vilnius ♡ Ukraina”. Man merkt, dass der Krieg hier nicht irgendeine Nachricht aus dem Fernsehen ist, sondern Teil der politischen Realität.

Besonders gefielen mir heute gar nicht die großen Sehenswürdigkeiten, sondern die kleinen Entdeckungen: Ein Café namens Amélie, dessen Logo Audrey Tautou zeigt. Die Choral-Synagoge. Die orthodoxe Nikolai-Kirche, die Deutsche Straße. Jede Menge Street Art. Das “Portal”, eine riesige Live-Kamera, durch die sich Menschen in Vilnius und Rio de Janeiro zugewunken haben.

Auch ein Highlight war die Verfassung der „Republik“ Užupis, einem Künstlerviertel. Zwischen all den augenzwinkernden Artikeln stehen Sätze wie: “Jeder Mensch hat das Recht, glücklich zu sein.” Gleich darunter: “Jeder Mensch hat das Recht, unglücklich zu sein.” Das gefällt mir.

Eigentlich wollte ich heute Abend zum Essen den Paupio Turgus besuchen. Nach allem, was ich gelesen hatte, stellte ich mir ein Streetfood-Paradies vor. Tatsächlich handelt es sich um eine Ansammlung cool wirken wollender Restaurants und Bars in einem kalt-hässlichen Neubau-Innenhof mit viel fettigem Fancy-Zeug. Den gleichen Fraß gibt es im Flughafen. Also blieb es bei meinen übriggebliebenen Reisesnacks und einem Drink vom Kiosk auf einem öffentlichen Liegestuhl, auf den Sonnenuntergang über Vilnius schauend und Mücken abwehrend. Die Altstadtsilhouette vor mir. Links eine ukrainische Flagge im Abendwind. Kitschig und entspannt, bis auf die Sache mit den Mücken.









Welcome to the Baltics

Wetter, ein Fenster zwischen Städten, Erdumdrehung zum Anschauen

Ausgeschlafen bis 9:30 Uhr. Wobei meine innere Uhr ja noch eine Stunde nachgeht. Eigentlich habe ich also „nur“ bis 8:30 Uhr geschlafen. Das Bett ist hervorragend. Mein Zimmer liegt in einem kleinen Palais direkt neben der St.-Kasimir-Kirche und geht zum Innenhof hinaus. Fenster auf: Ein Bauarbeiter macht Höllenlärm. Fenster zu: Stille. Ich hätte gerne genau diese Schallisolierung für zu Hause.

Heute morgen 22 Grad. Nach der Hitze gestern eine Wohltat. Allerdings ist es schwül. Im Zimmer habe ich inzwischen die Klimaanlage zum Laufen bekommen. Zusammen mit den dicken Mauern und den hohen Decken lässt sich das gut aushalten.

Erstes Ziel des Tages: eine Apotheke. AntiBrumm konnte ich wegen des Handgepäcks nicht mitnehmen. Also besorgte ich mir ein Repellent mit ordentlich DEET drin. Direkt neben meiner Unterkunft befindet sich außerdem ein gut sortierter kleiner Supermarkt. Meinem Plan, mich auf dieser Reise zu einem guten Teil selbst zu versorgen, steht also nichts im Wege.

Ich frühstückte anschließend auf dem noch fast menschenleeren Rathausplatz. Das Portal zeigte heute Morgen Lublin in Polen. Sonnenschein auch dort, aber auf der polnischen Seite schien um diese Uhrzeit noch niemand richtig wach zu sein.

Irgendwie mag ich das Portal. Einfach ein Fenster zwischen zwei Städten, ob einer guckt oder nicht. Auffällig die vielen Mauersegler, überall „Sriiiiii“ in der Luft. Bei uns zu Hause sind sie um diese Jahreszeit schon fast wieder verschwunden.

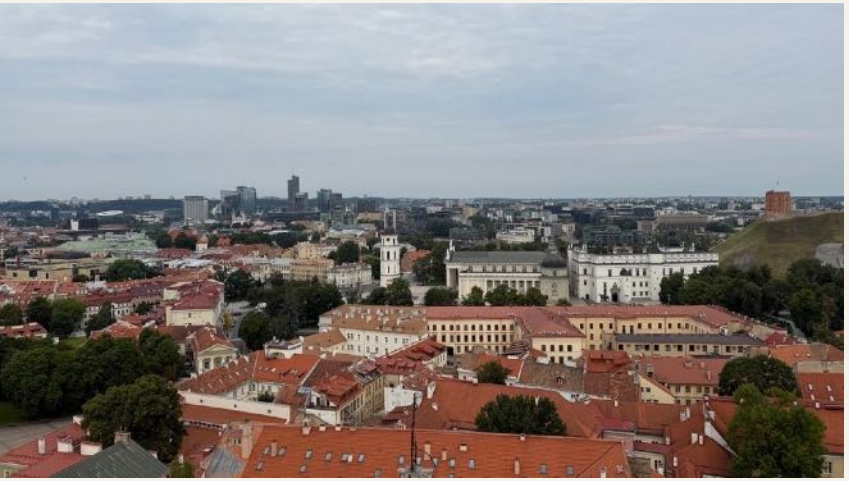
Danach ging ich zur Free Walking Tour. Der Guide, Šatūnas, ist witzig. Gleich zu Beginn erklärte er: “If you tell a Lithuanian that Lithuania once was the largest country in Europe, they will love you. If you need a date on Tinder, tell them that. You’ve got that date and any date you want.“

Übrigens ist selbst bei Free Walking Tours die Moderne angekommen. Trinkgeld? Der Guide hat dafür ein Kartenlesegerät in der Hosentasche. Leider musste ich während der Führung irgendwann aufs Klo. Das funktionierte glücklicherweise problemlos in einem Café. Als ich wieder herauskam, war die Gruppe weitergezogen und nicht mehr auffindbar. Ich pausierte in dem Café, um den Nieselregen auszusitzen, leuteguckend. Heute schien halb Vilnius zu heiraten.

Später ging ich zur Universität. Dort wollte ich mir das Foucaultsche Pendel im Glockenturm ansehen. Schon nach etwa fünf Minuten kann man erkennen, dass sich die Schwingungsebene langsam verändert. Nicht weil sich das Pendel dreht, sondern weil sich die Erde unter ihm weiterdreht. Man sieht der Erdrotation live beim Arbeiten zu.









Ganz oben auf dem Turm hat man einen schönen Panoramablick. Vilnius ist recht hügelig und kompakt. Es gibt ein paar moderne Bürohochhäuser, aber außerhalb des Altstadtringes. Kann man also gut übersehen. Der Glockenturm hat übrigens dankenswerterweise einen Aufzug. Die letzten Stufen zur Aussichtsplattform muss man allerdings über eine hühnerleiterartige ziemlich steile Stiege kraxeln. Das ist ja total was für mich. Nicht. Aber ich habe es nicht bereut.

Auf dem Kathedralenplatz etliche Hochzeitsfoto-Sessions. Und eine kleine Bimmelbahn, die tutend ihre Runden dreht. Ich suchte den Stebuklas-Stein, der angeblich Wünsche erfüllt, aber auch der Startpunkt des Baltic Way, der 650 Kilometer langen Menschenkette war, mit der die Balten 1989 für ihre Unabhängigkeit von der Sowjetunion demonstrierten. Also stellte ich mich auf den Stein, wünschte mir etwas und drehte mich – wie es die Tradition verlangt – dreimal im Kreis. Mal sehen, ob es funktioniert.

Nach gut fünf Stunden zu Fuß durch Vilnius war dann allerdings die Luft raus. Die ursprünglich geplante dreistündige Walking Tour „From 90 to Now“ fiel meinem Rotstift zum Opfer. Stattdessen suchte ich mir einen kleinen Platz, streckte die Beine aus und beobachtete das Treiben. Schon wieder Hochzeitsgesellschaften. Bei diesem Wetter, es war mittlerweile wieder heiß und schwül, möchte ich wirklich nicht im Festoutfit stecken.

Zurück ins Hotel, Füße hoch, Klimaanlage an. Mehrere WhatsApps von Bekannten trudelten ein, die sich zufälligerweise ebenfalls gerade irgendwo im Baltikum herumtreiben. Offenbar ist dieses Jahr Baltikum-Saison. Gute Chancen auf Treffen in Klaipėda und in Tallinn.

Ein Nickerchen, duschen, frisches Poloshirt an und wieder los. Zum Abendessen ging ich wieder nach Užupis. Das Viertel bezeichnet sich selbst als unabhängige Republik mit eigener Verfassung, eigener Regierung und allem, was dazugehört. Übersetzt heißt das für mich ungefähr: leicht ranzig, aber sehr hip. Wobei “ranzig” relativ ist. Viele der alten Häuser sind längst modernisiert und die Preise in den Bars und Restaurants liegen doch recht nah an dem, was man aus Deutschland kennt. Nicht gerade München-Niveau, aber „billig“ ist Litauen nicht mehr.

Nach dem Essen wollte ich im Supermarkt an der Ecke noch ein Gute-Nacht-Bier fürs Hotel kaufen: Zu spät. Alkohol wird nur bis 20 Uhr verkauft. Der Kassierer schaute mich grinsend an und sagte: “Welcome to the Baltics”.

Dann eben noch ein letztes Bier auf der Terrasse einer gut sortierten Bar. Zum Glück mit Markise. Denn während ich hier sitze, kommt endlich das schon den ganzen Tag angekündigte Gewitter runter und räumt hoffentlich für morgen das Wetter auf.






UŽUPIO
RES PUBLIKA
20
ЗАРАЧАНСКАЯ РЭСПУБЛІКА
רעפובליק פון זאַרעטשע
РЕСПУБЛИКА ЗАРЕЧЬЕ
REPUBLIKA ZARZECZA











Raus aufs Land

Viel Wasser, ein Nationalheiligtum, Partypeople und ein digitaler Pirat

Eigentlich wollte ich den Zug um 9:30 Uhr nach Trakai nehmen, die berühmte Wasserburg besuchen, Tretboot fahren und Cepelinai probieren, die gestern in der Pinte in Užupis aus waren. Aus dem Zeitplan wurde nichts. Stattdessen kam ich erst gegen 11:30 Uhr los, da sonntags die Züge nach Trakai raus nur einmal die Stunde fahren.

Irgendwo in der litauischen Pampa hielt der Zug an einem gottverlassenen Bahnhof mit mehreren Gleisen. Vor dem Bahnhofsgebäude stand ein gelangweilter Security-Typ. Drei Leute stiegen aus. Obwohl sich eine Fußgängerbrücke am Ende des Bahnhofs befand, lief eine Mutti einfach quer über die Gleise. Der Security-Typ schaute nur zu. Das hätte in Deutschland einen Großeinsatz gegeben.

Am Bahnhof in Trakai überlegte ich kurz, die rund drei Kilometer bis zur Burg am See entlangzulaufen. Während alle anderen Fahrgäste aus dem Zug losmarschierten, standen am Seeufer aber zwei Typen und boten Wassertaxis an. 5 Euro bis direkt zur Burg? Dafür fuhr ich Boot. Es war sehr schön, sich der Burginsel auf dem Wasser zu nähern.

Die Wasserburg ist beeindruckend. Ich hatte allerdings schnell beschlossen, nicht hineinzugehen. Viel lieber setzte ich mich mit meinem Picknick an den See. Das Wasser war glasklar und gluckerte. Ein paar aufdringliche Enten hofften vergeblich auf einen Anteil meines Mittagessens.

Mir wurde klar, dass Trakai für die Litauer weit mehr ist als nur eine Touristenattraktion. Hier befand sich einst der Herrschaftssitz der litauischen Großfürsten, lange bevor Vilnius zur Hauptstadt wurde. Bis heute ist Trakai ein nationaler Erinnerungsort. Gleichzeitig ist die Stadt an Sommerwochenenden Naherholungsgebiet und Partymeile in einem. Auf dem See kreuzten nicht nur Ausflugs- und Tretboote, sondern auch schicke Motor- und Segelyachten mit Partypeople und Techno.

Über der Burg kreisten Mauersegler sowie Rauch- und Mehlschwalben. Außerdem sah ich eine Rohrweihe, einen Silberreiher, Haubentaucher mit Jungen, Stockenten und – endlich – Bachstelzen. Ich hatte die Bertls schon vermisst. In vielen Ländern sind sie die ersten Vögel, die ich sehe. Später schaute noch ein junges Blässhuhn bei mir und Shorty vorbei.

So idyllisch der See auch ist, ruhig wurde es nie. Baden wäre problemlos möglich gewesen. Die Badehose hatte ich dabei, geblieben ist es aber beim Füße-Reinstecken, denn mir war dort zu viel Rummel.

Schon gestern und besonders kurz vor dem Gewitter waren die Mücken und vermutlich auch noch andere Biester, ziemlich aufdringlich. Damit ist inzwischen das komplette -Arsenal im Einsatz: AntiBrumm, Hitzestick und Fenistil.









Im eigentlichen Touristendorf wurde es noch voller. Ein ruhiges Café zu finden, war gar nicht so einfach, wenn man nicht mit Wumba-Wumba beschallt werden wollte. Schließlich fand ich ein kleines Café mit leiser Musik. Ganz ohne scheint es hier allerdings nicht zu gehen. Aus den erhofften Cepelinai (hatte das Café nicht) wurde nichts. Stattdessen probierte ich Kibinai, mit Hackfleisch und/oder Gemüse gefüllte Teigtaschen. Macht satt, aber kein kulinarisches Highlight.

Auch sonst fand ich Trakai in mancher Hinsicht skurril. Vor der Burg stand ein als Pirat verkleideter Straßenkünstler, bei dem man ganz selbstverständlich mit Karte oder per QR-Code bezahlen konnte. Ein paar Meter weiter spielte ein älterer Herr auf der Quetschkommode und verkaufte russische Anstecknadeln. Er nahm offenbar nur Bargeld. Aber vermutlich keine Rubel.

Anschließend saß ich einfach am See herum. Nach Anreise, Ankommen, Neugier und Orientierung tat es gut, das Tempo herauszunehmen. Ich werde übrigens nie verstehen, was Menschen daran fasziniert, stundenlang auf einem SUP herumzustehen.

Wartend auf meinen Zug zurück nach Vilnius (leider Zugbindung) um 17:30 Uhr, fand ich schließlich noch eine gemütliche Terrasse direkt am Wasser, Fatboys, ein Bier (ab Vier!), und das Beste: weder Techno noch Schlager.

Der Rückweg zum Bahnhof sollte der erste große Auftritt der „Witwe Bolte“ werden. So heißt der in Estland gegründete Fahrdienst Bolt bei mir. Leider erwies sich die Bolte zunächst als wenig zuverlässig. Der Fahrer fand mich nicht, weil er in meine Straße nicht einbiegen konnte. Ich sah ich ihn in der App dreimal an mir vorbeifahren, während die Abfahrt des Zuges unerbittlich näher rückte. Schließlich rief er an, lotste mich mit seinem wenigen Englisch zu sich und setzte mich in buchstäblich letzter Minute am Bahnhof ab. Schwein gehabt.

Auf dem Rückweg zum Hotel wollte ich mir noch das berühmte Trump-Putin-Graffito „*Make Everything Great Again*“ anschauen. Das ging vor einigen Jahren um die Welt und zeigte die beiden beim Knutschen. Nachdem das Original zerstört wurde, gab es eine Neubearbeitung, bei sich Putin und Trump gegenseitig Kiff-Rauch ins Gesicht pusten. Dummerweise ist auch das nicht mehr da. Es gibt trotzdem massenhaft tolle Street Art hier.

Zum Abschluss machte ich noch einen kulinarischen Abstecher nach Lwiw. Direkt neben meiner Unterkunft gibt es eine Filiale von Piana Vyshnia, ein ukrainischer Kirschlikör. Ich bestellte die kleinste Größe. Gut so. Das Zeug schmeckt wie Sauerkirschsaft. Nur dass der keine 17,5 % hat. Gefährlich. Und damit erhebe ich mein Glas auf Witwe Bolte, die Partypeople von Trakai und den Piraten mit Kartenzahlung.




TIK IŠ ŠIRDIES!
DONATIONS FROM THE HEART
VISA
Swedbank











We can be nice, but you might not notice

Nochmal Stadtführung, Zungenbrecher, Cepelinai und die Kunst des litauischen Fluchens

Montagmorgen. Wolkenloser blauer Himmel. Die Bauarbeiter im Innenhof machten wieder Krach. Diesmal so laut, dass er durch die hervorragend isolierten Fenster dringt. Also war die Nacht heute um 8:00 Uhr beendet. Erst einmal kurz rüber in den Supermarkt, Frühstück besorgen. Dort sprach mich ein kleiner Junge mit Kippa an. Er versuchte, mir mit Händen und Füßen etwas zu erklären. Keine Ahnung, welche Sprache er sprach. Aber mit „Bok, bok“, angedeuteten Flügelschlägen und schließlich „Omelett!“ wurde klar, was er sucht: Eier. Also machten wir uns gemeinsam auf die Suche und wurden fündig. Fremdsprachen werden bisweilen überbewertet.

Auf dem Rathausplatz sammelten sich die ersten Touristentrauben. Das Portal verband Vilnius heute morgen wieder mit Lublin. Dort scheint man tatsächlich nicht zu den Frühaufstehern zu gehören. Zurück ins Zimmer, gemütlich frühstücken. Ein paar Nachrichten mit Sonja austauschen, die heute natürlich wieder arbeiten musste, und mit Freunden chatten.

Anschließend wieder zum Rathausplatz. Am Samstag hatte ich die Free Walking Tour nach einer Pipipause abbrechen müssen, weil die Gruppe verschwunden war. Heute wollte ich den versäumten Teil nachholen. Die Stadtführerin hieß Indrė und ich mochte sie sofort. Zwei Stunden lang ratterte sie nicht einfach historische Daten und Namen herunter, sondern erzählte.

Viel Geschichte, viel Politik, einiges über die litauische Sprache, den Alltag und die Mentalität der Menschen. Und vor allem baltischen Humor. Gleich zum Auftakt erklärte sie: „We are the Latinos of the Baltics. We don’t smile. We can be nice, but you might not notice.“

Das beschreibt den Ton der weiteren Führung schon perfekt. Überhaupt scheint Selbstironie hier eine eigene Kunstform zu sein. Basketball, der Sport kam ab den 1920er Jahren mit litauischen USA-Rückkehrern ins Land, bezeichnete Indrė als „Second Religion in Lithuania“. Die Gruppe stand derweil neben einem kleinen Basketballplatz in einer Wohnstraße, ein Vater übte mit zwei kleinen Mädchen Körbewerfen. Indrė zeigte auf die drei und sagte „Teach them early and you‘ve got them for life“.

Die Menschenkette von 1989 beschrieb sie so: „Imagine two million introverts, not even being able to look or smile at each other, holding their hands over 650 kilometres to demonstrate for independence.“

Auch die litauische Sprache bekam ihr Fett weg. Internationale Wörter zu litauisieren sei ganz einfach, man hänge einfach einen Vokal und -s hinten dran, fertig sei das litauische Wort. Anschließend folgte eine kleine Sprachlektion. Viel blieb bei mir davon zwar nicht hängen, aber ein litauischer Zungenbrecher:

„Geriems vyrams geroj girioj gerą girą gera gert.“

Merken konnte ich mir das natürlich nicht, ich habe es für dieses Tagebuch gegoogelt. Sinngemäß bedeutet das: „Für gute Männer ist es gut, in einem guten Wald guten Kwas zu trinken.“

In meinem Ohr blieb kleben: „Gerai, gerai, gerai…“.

Kwas, oder auf Litauisch *girą*, ist ein leicht fermentiertes Getränk auf Brot- oder Malzbasis, das in vielen osteuropäischen Ländern verbreitet ist. Es schmeckt angeblich wie flüssiges Roggenbrot, oder wie Malzbier mit Identitätskrise. Zum Probieren von Kwas konnte ich mich nicht durchringen.

Auch ihre Geschichte zum EU-Beitritt Litauens war gut: Beim Referendum konnten die Wähler nach ihrer Stimmabgabe verschiedene Produkte symbolisch für einen Cent kaufen, unter anderem Schokolade, Bier oder Waschmittel. Die meisten hätten das Waschmittel genommen, verkauft und sich davon Bier gekauft. Ob das stimmt oder Folklore ist, sei dahingestellt. Vorstellen kann man es sich. Denn angeblich interpretieren die Litauer die Farbe Gelb in ihrer Nationalflagge unter anderem als Symbol für Bier.

Spannend fand ich auch ihre Erklärungen zum Portal auf dem Rathausplatz. Es verbindet Vilnius inzwischen mit Lublin, Dublin, Philadelphia, Ipswich (warum auch immer – und schäbigerweise hat sich wohl Ed Sheeran noch nie auf dem Portal blicken lassen) und Barra Grande in Brasilien (nicht Rio, wie ich anfangs dachte). Früher war auch mal New York dabei, wurde aber später durch Philadelphia ersetzt.

Ganz problemlos verlief das Freundschaftsprojekt bisher nicht. Eines Tages hätten in New York Besucher zunächst mit „inappropriate political gestures“ vor der Kamera herumgefuchtelt. Das wiederum sei in Dublin live mit dem Zeigen von „inappropriate body parts“ beantwortet worden. Seitdem wird das Portal in Dublin nachts abgeschaltet.

Zum Abschluss landete ich zum wiederholten Mal in Užupis. Dort erklärte Indrė vor der „Wand der Schimpfwörter“, woran man erkennt, dass ein Litauer wirklich wütend ist.

Die erste Antwort: Gar nicht. Er sieht genauso aus wie sonst auch. Die zweite: Er beginnt zu fluchen. Und zwar bevorzugt mit Schimpfwörtern aus slawischen Sprachen. Neben eher harmlosen Beschimpfungen wie „Kröte!“ oder „Du Schweineschwanz!“ erzählte Indrė auch von typisch litauischen Flüchen.

Besonders gefiel mir:

„Geh und kratze einen Regenwurm unter den Achseln!“

Sinngemäß bedeutet das so viel wie: „Verpiss dich und komm nie wieder.“ Die Idee dahinter: Wer einen Regenwurm mit Achseln sucht, wird eine ganze Weile beschäftigt sein.

Nach gut zwei Stunden endete die Führung auf dem Kathedralenplatz. Danach machte ich noch einen Abstecher zur Neris, dem großen Fluss der Stadt und ehrlich gesagt war ich etwas enttäuscht. Ich hatte mir dort deutlich mehr Leben vorgestellt. Ich ging trotzdem über die Brücke auf die moderne Seite der Stadt. Von dort hat man einen schönen Blick zurück auf die Altstadt.

Lange hielt ich es allerdings nicht aus. Ich brauchte dringend Schatten und Mittagessen. Schließlich landete ich in einem kleinen Bistro im Park neben der Kathedrale. Eigentlich versuche ich, Restaurants mit bebilderten Speisekarten zu meiden. Hier half es allerdings tatsächlich. Die Karte bot zwar auch Pizza, Pasta und allerlei Internationales. Aber ich war schließlich nicht wegen Pizza oder Sushi nach Litauen gereist. Also wurde es endlich Zeit für Cepelinai.

Während ich auf das Essen wartete, wurde mir klar, wie ich die litauische Küche bislang beschreiben würde. Sie ist die kulinarische Version eines „vernünftigen“ Wintermantels. Nicht besonders elegant. Aber sie erfüllt ihren Zweck: Sie macht satt. Jenseits der Küste gilt offenbar: Kartoffeln, Schweinefleisch, Pilze, Sauerrahm, Rote Bete und Dill. Und wenn man glaubt, jetzt müsste doch langsam etwas anderes kommen, kommen Kartoffeln.

Dann endlich meine Cepelinai: Gebräunt, mit Speck, Pfifferlingen und reichlich Sahnesauce. Optisch ungefähr so fotogen wie Ugg-Boots, um beim Bild vom Wintermantel zu bleiben. Aber lecker waren sie. Und mächtig. Danach machte sich ein ausgewachsenes Food-Koma breit. Also zurück ins Hotel.

Gegen 17 Uhr wagte ich mich noch einmal hinaus. Mittlerweile stand die Sonne tiefer und brannte nicht mehr ganz so erbarmungslos. Ich lief noch einmal bewusst die schattigen Stellen der Stadt ab. Anschließend noch einmal in den Supermarkt, Abendessen an der Salattheke besorgen und Reiseproviant für morgen einkaufen. Denn morgen geht es vormittags mit dem Zug nach Klaipėda. Und ehrlich gesagt freue ich mich jetzt langsam aufs Meer.

















Szenenwechsel

Mit Zug und Taxi ans Meer und in den Atombunker in der Mutantenzone

Heute stand der Ortswechsel von Vilnius an die Ostsee auf dem Programm. Der Abschied von der Hauptstadt, die nicht wie eine wirkt, verlief unspektakulär. Mit meinem inzwischen auf wundersame Weise gefühlt fünf Kilo schwereren Koffer (ich habe nur Kühlschrankmagneten gekauft!) machte ich mich zu Fuß auf den Weg zum Bahnhof. Dort war ich wegen des frühen Check-outs fast eine Stunde zu früh. Zeit genug, um mich über die auffällig lange Schlange vor dem Supermarkt gegenüber zu wundern. Erst kurz vor zehn fiel mir wieder ein, dass Alkohol im Baltikum nur zwischen 10 und 20 Uhr verkauft werden darf, außer in der Gastronomie. Punkt zehn strömten die abgerissen aussehenden Wartenden hinein und kamen wenige Minuten später mit prall gefüllten Tüten wieder heraus. Ich fragte mich, ob die begrenzten Alkoholverkaufszeiten auch nur eine einzige tragische Lebensgeschichte verändern.

Eine Viertelstunde vor Abfahrt wartete der Zug bereits am Bahnsteig. Drei kurze Wagen, davon ein halber Erste Klasse. Die Zugbegleiterin, Jolanta, war ausgesprochen freundlich, half mir sogar mit dem Koffer und zeigte mir meinen reservierten Platz. Wenig später brachte sie jedem Reisenden in der Ersten Klasse gratis einen Kaffee, eine kleine Flasche Wasser und einen Brownie. Die Fahrt selbst verlief pünktlich, gemütlich und landschaftlich nett. Weite Felder, einmal eines mit 14 Störchen, Wälder, kleine Dörfer, selten eine Stadt. Mehr gibt es über die Zugfahrt nicht zu erzählen.

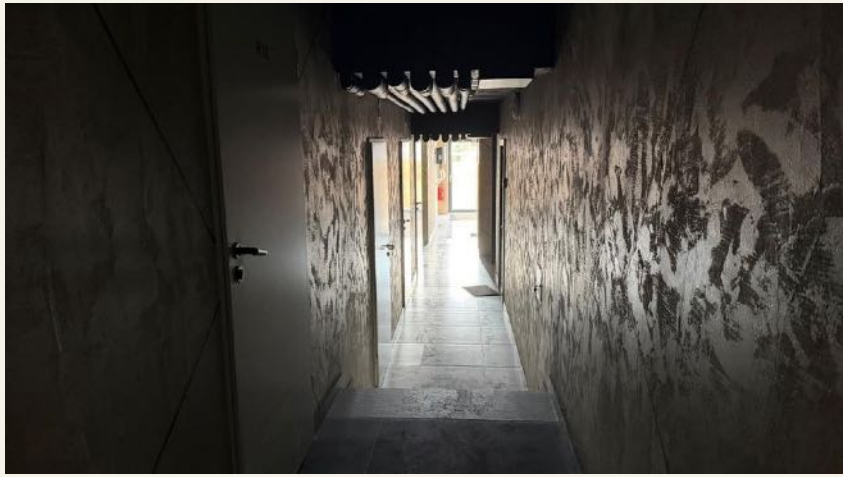
Am Bahnhof von Klaipėda angekommen, bestellte ich mir die Witwe Bolte. Also: Bolt. Der Fahrer war die personifizierte litauische Gesprächigkeit: Er sagte exakt gar nichts. Nicht ein „Hello“, nicht ein „Labas“, nicht einmal ein Nicken. Vielleicht war er der freundlichste Mensch Litauens und ich habe es bloß nicht gemerkt.

Je weiter wir uns vom Bahnhof entfernten, desto mehr fragte ich mich allerdings, ob wir wirklich in die richtige Richtung fuhren. Erst ging es am Hafen vorbei, dann an Industrieanlagen, schließlich durch ein Wohngebiet, das vermutlich von Leonid Breschnew zuletzt als modern bezeichnet worden war.

Die Unterkunft selbst ist eigentlich auf den ersten Blick nicht „furchtbar“. Das Gebäude neu, das Einraum-Apartment sauber, ordentlich eingerichtet. Wäre die Bude mitten in der Altstadt, würde ich vermutlich kein schlechtes Wort darüber verlieren. Aber…

Das Apartment liegt im Souterrain. Der Flur davor lang und düster. Drinnen zwei kleine Fenster auf Rasenniveau. Davor Büsche. Dahinter Plattenbauten, schlaglochübersäte Parkplätze und dahinter Hafenkräne. Die Wände bestehen teilweise aus Sichtbeton, was dem Ganzen den Charme eines auf hyggelig getrimmten Atomschutzbunkers verleiht.









Immerhin ließ sich das Fenster öffnen. Ich hatte es ungefähr drei Minuten offen. Dann hatte ich sämtliche Mücken des Hafengebiets zu Gast. Offenbar war meine Ankunft in Klaipėda bei den Blutsaugern das gesellschaftliche Ereignis des Tages. Also Fenster wieder zu, Mückenstecker in die Steckdose gerammt, AntiBrumm aufgeschmiert, die frischen Stiche mit Stick und Fenistil behandelt, sehr viel geflucht. Nach kurzer Jagd konnte ich die Haupttäterin erschlagen. Mein Blut klebt jetzt dekorativ an der Sichtbetonwand. Vielleicht versteht es ja irgendwann jemand als moderne Kunst.

Auf dem Weg zu einem kurzen Einkauf wollte ich der Umgebung noch eine Chance geben. Ein sinnloses Unterfangen. Je mehr ich mich umsah, desto deutlicher wurde mir, dass ich hier die nächsten vier Tage ganz sicher nicht verbringen wollte. Eine breite mehrspurige Ausfallstraße trennt das Viertel praktisch vom Rest der Stadt. Bis zur Altstadt sind es über vier Kilometer. Zu Fuß wenig reizvoll, mit dem Fahrrad auf dieser Straße zu fahren für meinen Geschmack ebenfalls keine gute Idee. Der Bus fährt nur etwa alle zwanzig Minuten und die Bolte schlägt jedes Mal mit rund 18 Euro für Hin- und Rückfahrt zu Buche.

Ich lief zwischen verwitterten Wohnblocks hindurch, die ich in der Form zuletzt 1990 in einem traurigen Vorort von Budapest gesehen hatte und ertappte mich bei dem Gedanken, dass die Szenerie gut als Filmkulisse für einen postapokalyptischen Thriller oder eine Dokumentation über Prypjat durchgehen könnte. Spätestens vor den Plattenbauten mit bröckelnder Fassade fiel dann die Entscheidung. Manchmal muss man sich einfach eingestehen, dass man bei einer Unterkunft danebengegriffen hat.

Also buchte ich nach dem Einkauf und rascher Abwägung der kurzfristig verfügbaren Alternativen für morgen bis Samstag eine andere Ferienwohnung, direkt am Rand der Altstadt. Die Bewertungen gut. Das kostete zwar noch einmal Geld und ärgerte mich gewaltig. Aber Urlaub bedeutet für mich eben nicht nur, irgendwo zu pennen und sonst ganztägig die Unterkunft zu meiden. Ich möchte mich mittags auch einmal eine Stunde hinhauen, die Füße hochlegen und mich auf meine Bleibe freuen. Und nicht jedes Mal das Gefühl haben, nach Traumstrand an der Ostsee oder maritimer Altstadt in eine entmilitarisierte Zone am Ende einer vierspurigen Panzerstraße zurückkehren zu müssen.

Kleine, große Hafenstadt

Neue Bleibe, neues Glück und ein völlig verrückter Zufall

Heute der erste vollständige Tag in Klaipėda. Und rückblickend fühlt es sich so an, als hätte mein Aufenthalt hier erst heute angefangen.

Die erste und letzte Nacht in der Mutantenzone lag hinter mir. Geschlafen hatte ich überraschend ordentlich. Heute Morgen musste ich allerdings feststellen, dass offenbar eine besonders widerstandsfähige Mücke den Dunst meines Giftsteckers überlebt hatte. Ich hatte zwei Stiche ins Gesicht kassiert. Ich wusste zwar, dass Mücken auf dieser Reise irgendwann zum Thema werden würden, gerechnet hatte ich damit allerdings eher in lettischen Wäldern oder estnischen Sümpfen. Ehrlich gesagt bin ich in Südostasien nicht so oft gestochen worden wie hier. DEET sehen die Mücken hier leider mehr als Empfehlung an und ohne meinen Hitzestick und Fenistil hätte ich längst kapituliert.

Immerhin konnte ich heute Morgen gründlich den Bunker lüften. Währenddessen ließ allerdings ein neugieriger Nachbar seinen Hund im Garten sein Geschäft verrichten, mit bestem Blick direkt in meine Kellerwohnung. Vielen Dank fürs Vorbeischauen. Der Lichtblick des Tages ergab sich aber bereits um 11:45 Uhr. Ich durfte meinen Koffer in der neuen Unterkunft abstellen.

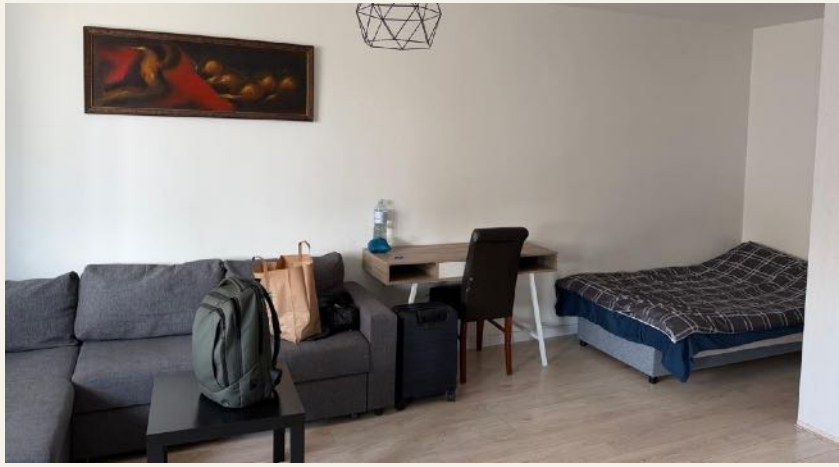
Auch das neue Apartmenthaus spielte zunächst mit meinen Nerven. Von außen wirkte es durchaus ordentlich und modern.

Ich öffnete die Haustür und stand in einem düsteren Flur, der sofort wieder Erinnerungen an die Höhlenwohnung weckte. Eine halbe Treppe hoch, mit dem Aufzug in den sechsten Stock und anschließend wieder eine halbe Treppe hinunter. Das Treppenhaus kann problemlos als Kulisse für einen Sozialkrimi mit einem depressiven schwedischen Kommissar durchgehen. Hinter der mit dem Schlüssel aus der codegesicherten Box zu öffnenden nächsten Tür wartete ein weiterer Flur, der noch trostloser aussah. Die Wohnungstüren wie Türen von Gefängniszellen. Ich rechnete schon mit dem nächsten Desaster.

Dann betrat ich meine neue Bleibe. Kein Luxus. Das Bett besteht lediglich aus einer ausgeklappten Schlafcouch, die Einrichtung eher pragmatisch als hochwertig. Aber die Wohnung ist hell, geräumig, sauber, liegt im sechsten Stock mit Blick über die Stadt und, fast am wichtigsten, verfügt über eine funktionierende Klimaanlage. Und eine Waschmaschine!

Kaum hatte ich meinen Koffer abgestellt und war wieder auf der Straße, passierte etwas, das man sich kaum ausdenken kann. Zwei junge amerikanische Missionare der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage (a.k.a. Mormonen), geschniegelt, weiße Hemden, schwarze Namensschilder, sprachen mich an. Ich blieb höflicherweise stehen und unterhielt mich mit ihnen.





Während wir auf dem Gehweg standen, lief eine Frau vorbei, blieb abrupt stehen und sagte:

„Du bist David!“

Ich starrte sie an.

„Und Du bist Sigrun!“

Wir lachten und fielen uns um den Hals. Die beiden Missionare schauten sehr überrascht. Das Verrückte: Sigrun und ich kennen uns seit Jahren über Facebook. Persönlich begegnet waren wir uns allerdings bisher noch nie. Wir hatten miteinander geschrieben und wussten natürlich, dass wir heute beide in Klaipėda sein würden. Deshalb hatten wir uns für den Abend zum Essen verabredet. Aber statt uns wie geplant Stunden später in einem Restaurant kennenzulernen, liefen wir uns ausgerechnet wenige Minuten nach meinem Umzug zufällig auf der Straße über den Weg. Hätte ich meinen Koffer fünf Minuten später abgestellt oder hätten mich die Mormonen nicht angesprochen, wären wir vermutlich aneinander vorbeigelaufen.

Anschließend begann mein eigentlicher Rundgang durch Klaipėda. Und mir gefiel die Stadt deutlich besser als noch gestern. Klaipėda fühlt sich trotz rund 160.000 Einwohnern klein an.

Wahrscheinlich liegt das an der sehr kompakten Altstadt und den breiten Straßen mit ihren groben Kopfsteinpflasterflächen. Selbst nachdem ich gestern die Außenbezirke kennengelernt hatte, wirkte die Stadt insgesamt deutlich überschaubarer als Vilnius. Die litauische Hauptstadt kam mir im direkten Vergleich plötzlich tatsächlich wie eine richtige Metropole vor.

Am Hafen herrschte reges Leben. Historische Segelschiffe liegen neben modernen Arbeitsbooten, dazwischen Ausflugsschiffe und ehemalige Marineschiffe. Plus Tretboote. Alte Speicherhäuser wechseln sich mit moderner Architektur ab, dazwischen tauchen immer wieder Gebäude auf, die deutlich ihre sowjetische Vergangenheit erkennen lassen.

Das Wetter zeigte sich den ganzen Tag von seiner sonnigen Seite. Für meinen Geschmack allerdings schon wieder zu viel davon. Ich hatte gehofft, dass mich der Norden mit etwas kühleren Temperaturen empfangen würde. Stattdessen war ich über jeden Schattenplatz froh, und feierte, dass mein neues Apartment eine Klimaanlage hat. Und genau das ist wohl das größte Kompliment, das ich der neuen Unterkunft machen kann. Sie ist weder luxuriös noch besonders schick. Aber zum ersten Mal seit meiner Ankunft in Klaipėda hatte ich das Gefühl, irgendwo angekommen zu sein.





Um 18 Uhr traf ich mich dann, diesmal ganz planmäßig, mit Sigrun, Pfarrerin aus Kiel. Auch wenn wir uns heute zum ersten Mal persönlich getroffen hatten, fühlte es sich überhaupt nicht nach einem ersten Kennenlernen an. Wir unterhielten uns vom ersten Moment an, als würden wir uns seit Ewigkeiten kennen. Eigentlich stimmt das ja sogar ein bisschen. Nur eben bisher ausschließlich über Social Media.

Wir gingen Fisch essen, tranken Bier und sprachen über Gott (na klar! ☺) und die Welt. Die Stunden vergingen wie im Flug. Gegen 22 Uhr wurden wir freundlich, aber bestimmt aus der Restaurantgasse komplimentiert. Also zogen wir noch in eine Bar um, die praktischerweise genau zwischen Sigruns Hotel und meinem neuen Apartment liegt. Dort nahmen wir noch einen Absacker, bevor wir uns schließlich verabschiedeten.

Gestern war ich frustriert durch eine trostlose Gegend geirrt und hatte mich gefragt, ob Klaipėda vielleicht einfach nicht meine Stadt sei. Heute sieht das alles schon ganz anders aus. Manchmal braucht es eben nur eine bessere Unterkunft, einen völlig verrückten Zufall und einen langen Abend mit einem Menschen, den man zwar seit Jahren kennt, aber irgendwie doch erst heute wirklich kennengelernt hat. Klaipėda und ich: wir haben unseren holprigen Start offenbar hinter uns gelassen.









Auf die Kurische Nehrung

Endlich Ostseekontakt und falsch angezogen

Donnerstag, seit fast einer Woche unterwegs. Die Nacht verlief leider erneut nicht stichfrei. Keine Ahnung, welche Kampfmücke es bis in den sechsten Stock geschafft hat. Trotzdem hatte ich nach dem langen und wirklich schönen Abend überraschend gut geschlafen auf dem Klappsofa.

Als ich morgens das Fenster öffnete, begrüßten mich Möwen. Ich war eindeutig an der Küste. Gegen 10:30 Uhr verließ ich das Apartment. Draußen war es angenehm frisch. Zum ersten Mal auf dieser Reise hatte ich eine lange Hose und ein langes Hemd an. In dem Moment hielt ich das für eine ausgezeichnete Idee. Die Regenjacke war auch im Rucksack. Die Badehose nicht.

Heute wollte ich endlich auf die Kurische Nehrung. Erst zur Fußgängerfähre nach Smiltynė und von dort mit dem Bus nach Nida, dem südlichsten litauischen Ort auf der Nehrung. Direkt dahinter beginnt die russische Exklave Kaliningrad. So nah an Russland war ich noch nie. Der Weg zur Fähre begann allerdings mit einer kleinen Ehrenrunde. Gestern Abend hatte mir Sigrun erklärt, ich müsse auf der südlichen Seite des Hafenbeckens entlanggehen. Der Vermieter meiner Unterkunft hatte mir dagegen etwas anderes gesagt. Ich hatte auf Sigrun gehört. Allerdings hatte der Vermieter recht. Also durfte ich erst einmal einen unnötigen Umweg durch das etwas heruntergekommene Hafengebiet laufen, ehe ich am Fähranleger ankam.

Die Fähre braucht gerade einmal ein paar Minuten. Die Kurische Nehrung liegt praktisch in Sichtweite. Man könnte fast hinüberspucken oder hinschwimmen.

Direkt hinter dem Anleger wartete bereits der Bus nach Nida. Acht Euro kostet die Fahrt pro Richtung. Erst jetzt wurde mir bewusst, wie groß die Kurische Nehrung ist. Von Smiltynė bis Nida sind es fast fünfzig Kilometer. Manche Menschen fahren diese Strecke als Tagesausflug mit dem Fahrrad hin und zurück. Ich nicht.

Während der Bus durch die Wälder schaukelte, fielen mir die Kiefern auf: Hoch, schlank und leicht krumm. Wie eng stehende handgeschnitzte Bleistifte. Nach gut einer Stunde erreichte ich Nida. Der Ort machte einen sehr gepflegten Eindruck. Der Bus hält mitten im Zentrum. Cafés, Restaurants, Souvenirläden. Lebhafter, als ich erwartet hatte. Irgendwie hatte ich mir das hier romantischer vorgestellt. Vom Ortskern aus machte ich mich auf den Weg zur Ostsee. Und unterschätzte die Entfernung gründlich.

Der Fußweg führte durch einen wunderschönen Kiefernwald. Viel Licht zwischen den Bäumen, würziger Geruch in der Luft. Eigentlich genau die Art Wald, durch die man gerne laufen würde. Wären nicht die Mücken gewesen. Inzwischen denke ich, dass die litauischen Mücken sich für DEET einfach nicht interessieren.





Ich verlief mich. Ausgerechnet auf einer schmalen Landzunge, auf der man meinen sollte, den Strand kaum verfehlen zu können. Plötzlich stand ich zwischen Ferienhäusern und verwinkelten Zufahrten und fand einfach nicht mehr hinaus. Google Maps behauptete stoisch, der Strand sei immer noch zwei Kilometer entfernt. Langsam war ich genervt.

Irgendwann legte ich im Wald eine Pause ein. Im Schatten. Natürlich wurde ich prompt wieder gestochen. Also DEET und den Hitzestick ausgepackt. Während ich mit dem Stick beschäftigt war, kam eine kleine Gruppe amerikanischer Touristen vorbei. Eine Frau schaute mich an und fragte: “You okay?” Ich hielt den Hitzestick hoch. “Yeah, it’s a bite relief stick.” Sie nickte. “I know that. Them bugs are nasty.”

Schließlich erreichte ich den Strand doch noch. Immerhin steckte ich kurz die Füße in die Ostsee. Der Strand selbst überraschte mich allerdings. Er war deutlich schmaler als erwartet und fiel ziemlich rasch steil ins Wasser ab. Die Brandung war durchaus ordentlich. Trotzdem wollte der Funke nicht so recht überspringen. Ich hatte mir das hier einsamer vorgestellt. Romantischer. Stattdessen war der Strand gut besucht. Ich dachte: Zandvoort in klein.

Aber ich hatte die Füße im Meer. Der Tatbestand „Ostseekontakt“ ist damit erfüllt.

Als ich mir später den Sand von den Füßen rieb und auf Google Maps schaute, folgte die nächste Ernüchterung. Die berühmte Wanderdüne, wegen der ich auch nach Nida gekommen war, lag immer noch mehr als eine halbe Stunde entfernt. Bei brennender Sonne hatte ich schlicht keine Lust mehr. So gern ich von dort hinüber nach Russland geschaut hätte, heute würde ich mir das nicht mehr antun. Vielleicht lag es am gestrigen Abend mit Sigrun. Vielleicht an meinem späten Start. Vielleicht an der völlig falschen Kleiderwahl. Vermutlich an allem zusammen. Jedenfalls war das heute bisher einfach nicht der Tag geworden, den ich mir vorgestellt hatte. Also machte ich mich zurück auf den Weg nach Nida. Immerhin war ich trotzdem noch nie näher an Russland gewesen.

Im Ort änderte sich meine Stimmung langsam wieder. Statt an der Ostsee ging ich nun am Kurischen Haff entlang. Ich lief bis zum Thomas-Mann-Haus und die steilen Holztreppen hinauf. Oben angekommen wurde es ganz still. Im Garten saßen wenige Besucher. Ausnahmslos mit Audioguide auf den Ohren, andächtig. Und irgendwie sahen sie alle aus wie pensionierte Deutschlehrer. Einer davon sogar fast wie Thomas Mann selbst.





Das Haus gefiel mir. Schlicht, unaufgeregt und mit einem wunderschönen Blick über das Haff. Hier hatte Thomas Mann mit seiner Familie drei Sommer verbracht, bevor die Nazis an die Macht kamen und er nie mehr nach Nida zurückkehrte.

Vom Mann-Haus schlenderte ich gemütlich wieder zurück durch Nida. Jetzt entdeckte ich das Dorf, das ich eigentlich gesucht hatte. Die Fischerhäuser mit ihren blauen Fensterrahmen. Gärten voller Blumen und Gemüse. Ein neugieriger Hund, der mich beobachtete und ankläffte. Segelboote auf dem Haff, Möwen, Kormorane, Enten. Alles wirkte ruhig und gelassen. Vielleicht war ich einfach am falschen Ende von Nida auf die Suche nach dem Zauber dieses Ortes gegangen.

Jetzt sitze ich mitten im Zentrum, esse ein sehr spätes Mittagessen oder ein sehr frühes Abendessen, je nachdem, wie man es sehen möchte. Shorty nippt an einem Aperol Spritz.

Meine Füße tun weh. Und wenn ich nachher den langen Heimweg geschafft habe, wartet heute Abend ein kleines Experiment. Die erste Wäsche dieser Reise. Mangels Waschmittel mit einem Teelöffel Duschgel in der Waschmaschine.









Zwei Abschiede

Nochmal Strand , aber schon wieder kein Baden

Für meinen letzten Tag in Klaipėda hatte ich einen ausgesprochen ambitionierten Plan: Ich wollte an den Strand fahren und genau gar nichts tun. Zunächst musste aber Wäsche gewaschen werden. Die Waschmaschine kannte ich schon, und zu meiner großen Freude entdeckte ich in der Wohnung doch noch echtes Waschmittel. Meine gestern noch erwogene Duschgel-Notlösung konnte damit entfallen. Einen Wäscheständer gibt es allerdings nicht. Warum sollte eine Ferienwohnung mit Waschmaschine schließlich auch eine Möglichkeit bieten, die gewaschene Wäsche zu trocknen? Immerhin gibt es einen schmalen Balkon. Dort flatterte schließlich meine Reisegarderobe im baltischen Wind und ich hoffte, dass ich später nicht einzelne Unterhosen von der Straße bergen müsste.

Ansonsten gelang mir das Nichtstun gut. Ich döste noch einmal, chattete ein bisschen, recherchierte meine künftigen Ziele, hinterließ Bewertungen für meine bisherigen und las vorsichtshalber noch einmal sehr gründlich die Bewertungen meiner kommenden Unterkünfte. Man lernt schließlich dazu. Ich nenne es touristisches Risikomanagement.

Heute wollte ich der Nehrung eine zweite Chance geben. Diesmal ohne Programm. Einfach mit der Fähre nach Smiltynė und an den Strand. Natürlich war ausgerechnet heute das Wetter wieder völlig anders.

Deutlich kühler, kräftiger Wind, dramatische Wolken und eine aufgewühlte Ostsee. Ich hatte trotzdem unbedingt eine kurze Hose anziehen wollen. Gestern trug ich bei Wärme lange Hose und langes Hemd und schleppte eine Regenjacke mit mir herum. Heute WÄRE die Regenjacke perfekt gewesen.

Baden wurde damit erneut nichts. Vielleicht wird Baden im Sommer aber auch einfach überbewertet. Immerhin hatte ich gestern meine Füße in der Ostsee. Der Strand war trotzdem wunderschön. Gerade wegen des Wetters. Hohe Wellen, viel Wind und weiter Himmel. Lange hielt ich es allerdings nicht aus, weil ich schlicht zu kalt angezogen war. Also wurde aus dem geplanten Strandnachmittag nur ein relativ kurzer Spaziergang am Meer.

Heute war außerdem aus einem ganz anderen Grund ein besonderer Tag. Meine Cousine Dorothee wurde heute beerdigt. Dass ich nicht dabei sein würde, war schon lange klar, denn diese Reise war gebucht, bevor der Termin feststand.

Also verabschiedete ich mich an der Ostsee auf meine Weise von ihr. Ich schrieb „Doro“ in den Sand. Eine Minute später kam eine Welle und spülte den Schriftzug vollständig weg. Das war im ersten Moment schade. Aber irgendwie passte es auch. Doro ist schließlich auch nicht mehr da.
















Zurück in der Wohnung ruhte ich kurz aus, denn um 18 Uhr wartete mein Tisch in einem Restaurant. An meinem letzten Abend in Litauen wollte ich noch einmal „vernünftig“ essen gehen. Im Momo Grill fiel meine Wahl auf ein Sirloin mit Pfeffersauce und Kartoffelkuchen mit Trüffel-Aioli und das war hervorragend. Dazu ein Glas Weißwein. Shorty beaufsichtigte das Geschehen und lobte den Service.

Gegen halb acht machte ich mich satt und zufrieden auf den Rückweg. Inzwischen war es draußen ziemlich kalt und sehr windig geworden. Unterwegs stolperte ich am Fluss über einen kleinen Markt. Neben allerlei Schnickschnack gab es dort auch Kleider, die zuletzt vielleicht 1992 en vogue gewesen waren. Falls jemals. Gleich daneben wurde Räucherfisch verkauft. Flunder, Forelle und so einiges mehr. Sah verlockend aus. Mein Bauch teilte mir allerdings mit, dass nach dem Steak keinerlei Verhandlungen mehr stattfinden würden. Also blieb es beim Foto.





Und weil man eine Stadt nach vier Nächten nicht einfach mit Steak, Fischfotos und Bestaunen des auch heute wieder zu beobachtenden Ostblock-Freitags-Ausgeh-Chics verlassen kann, gab es anschließend noch einen letzten Absacker am Fluss. Damit war es dann wirklich der letzte Abend in Klaipėda.

Morgen: auf nach Lettland.

Nächstes Land

Eine Busfahrt, eine Kletterpartie und Eurovision-Gedanken

Eigentlich sollte mein Bus nach Rīga um 8:10 Uhr fahren. Der fiel allerdings aus. Glücklicherweise erfuhr ich das noch in meiner Wohnung und nicht erst am Busbahnhof. Also buchte ich ein neues Ticket für 12:55 Uhr, drehte mich noch einmal um und schlief bis zehn.

Danach duschte ich, packte meinen inzwischen lästig schweren Koffer und verließ gegen 11 Uhr endgültig meine Unterkunft. Beim Supermarkt besorgte ich mir Frühstück und setzte mich noch einmal an die Danė, direkt beim großen Segelschiff Meridianas. Ein schöner Ort für die letzten Augenblicke in Klaipėda. Dann bestellte ich mir die Witwe Bolte und fuhr zum Busbahnhof.

Um kurz vor eins stand der LuxExpress bereit. Meine erste Fernbusfahrt seit über 40 Jahren. Der erste Eindruck war positiv. Der Bus war bequem, ruhig und gut klimatisiert, jeder Sitz hatte einen eigenen Bildschirm mit Entertainment. Und das Beste: Der Platz neben mir blieb frei. Der Bus schnurrte aus der Stadt.

Auch die Aussicht gefiel mir. Die Strecke führte von Klaipėda zunächst an der Küste entlang Richtung Lettland, vom Meer war allerdings nichts zu sehen. Stattdessen zog eine sehr weite, flache Landschaft vorbei. Darüber ein hoher Himmel mit großen weißen Quellwolken. Sehr baltisch, sehr schön.

Leider erwies sich meine Begeisterung als etwas voreilig. Die ersten zwei Stunden waren okay. Danach entwickelte sich die Fahrt zunehmend zur Tortur. Das permanente Geschaukel bekam mir nicht. Schlafen konnte ich auch nicht richtig. Und irgendwann war es mit meiner persönlichen Luxussuite aus zwei Sitzen vorbei. Für den Rest der Fahrt, weitere drei Stunden, bekam ich eine sehr korpulente Sitznachbarin. Der ohnehin begrenzte Platz wurde dadurch ausgesprochen eng. Beim Aussteigen stellte ich zu allem Überfluss fest, dass sie auf meinem Pullover gesessen hatte. Danke für nichts. Ich werde kein Fernbus-Fan.

Wobei das natürlich ein kleines Problem darstellt. Am 12. August geht es von Rīga nach Tallinn wieder mit LuxExpress. Allerdings hat mein früheres Ich offenbar vorausschauend gehandelt und für diese Fahrt Business Class gebucht. Wir werden sehen.

Kurz vor Rīga überquerten wir die breite Daugava. Am Ufer der markante Fernsehturm, der ungefähr so aussieht, wie man sich in Moskau in den 1980er-Jahren das Jahr 2000 vorgestellt hat. Darüber wieder der gewaltige Wolkenhimmel. Eigentlich ein sehr schöner erster Blick auf die lettische Hauptstadt. Ich konnte ihn allerdings nur eingeschränkt würdigen, denn beim Aussteigen war mir schwindelig und ich war angefressen.









Ich machte mich zu Fuß auf den Weg zu meiner Unterkunft, die den hoffnungsvollen Namen „VERMA - Five Minutes from Old Town“ trägt. Die Bewertungen waren sehr gut. Was dort allerdings niemand ausreichend gewürdigt hatte: die sportliche Herausforderung der Anreise. Das Gebäude ist ziemlich verwinkelt, die Wohnung liegt im Hinterhaus, man muss erst durch einen Hof. Dann traf mich fast der Schlag: Vierter Stock. Kein Aufzug. Eine super schmale, steile Treppe.

Ich stand unten mit meinem schweren Koffer, nach der Busfahrt noch immer leicht seekrank, sah nach oben und hätte mich am liebsten auf den Boden geworfen und geheult. Irgendwie habe ich es geschafft. Das Zimmer selbst war okay. Ein bisschen klein, aber freundlich. Für heute reicht mir das vollkommen. Rīga kann morgen anfangen.

Und nun zu einem Thema, das mich auf dieser Reise schon länger verfolgte. Seit ich im Baltikum unterwegs war, befand ich mich aus unerfindlichen Gründen permanent ein bisschen im Eurovision-Modus. Besonders liebe ich die Punkteschalten, bei denen nach stundenlangem Geträller und viel Windmaschine endlich irgendein Mensch aus einer europäischen Hauptstadt zugeschaltet wird:

“Hello Europe, and good evening from Rīga!”

“Good evening!”

“Thank you for the wonderful show. And what an amazing dress!”

“Thank you so much!”

“And here are the results of the Latvian televote…”

Während ganz Europa vor dem Fernseher sitzt und denkt: SAG. ENDLICH. DIE. PUNKTE.

Die Punkte aus Rīga können heute allerdings noch nicht vollständig übermittelt werden. Die deutsche Jury ist nach Busfahrt und vier Stockwerken derzeit nicht mehr beschlussfähig. Good night, Europe.

La Lettonie, douze points

Folklore, schwarze Katzen und eine spontane Entscheidung

Die familienfreundliche Beschreibung der vergangenen Nacht lautet: Es war etwas unruhig. Um 4:12 Uhr wachte ich von gellenden Schreien und heftigem Türenknallen im Hof auf und lag bis etwa 5 Uhr wach. Gegen sieben diskutierten gefühlt 100 Möwen nicht weit entfernt lautstark irgendwelche wichtigen Möwenangelegenheiten. Gegen acht übernahmen zwei Nachbarn das Diskussionsprogramm. Erstaunlicherweise gelang es mir trotzdem, bis 10 Uhr weiterzuschlafen.

Den Morgen ließ ich entsprechend ruhig angehen. Glücklicherweise hatte ich gestern Abend schon Frühstück für heute besorgt, sodass ich nicht sofort wieder hinunter musste. Die Walking Tour heute morgen ließ ich ebenfalls ausfallen. Nach Frühstück und zwei Kaffee im vierten Stock und Abstieg von „Mount Rīga“ machte ich mich schließlich auf den Weg, mit dem Vorsatz: Der Tag versaut sich nicht von alleine.

Heute früh hatte es um die 20 Grad, Sonne und frischen Wind. Und vor allem hatte Rīga auch heute wieder einen sensationellen Himmel. Tiefes Blau, riesige weiße Wolken, zwischendurch dunkle Wolkenberge und immer wieder Sonne.

Die erste Überraschung wartete direkt vor meiner Haustür. In einem kleinen Park war ein Festival aufgebaut. Zunächst konnte ich mir keinen rechten Reim darauf machen.

Es gab Stände von Apotheken und Seniorenheimen, irgendwelche Gesundheitsangebote, zwei Ärzte-Clowns und dazu eine Bühne mit Folklore, oder was die dort so Folklore nannten. Schließlich stellte sich heraus, das Event hieß „Zelta Ritmi“ – Goldene Rhythmen. Ein Seniorenfestival. Das Ganze war so rührend, dass ich beinahe lachen musste. Auf der Bühne wurde gesungen und getanzt, rundherum fröhlicher Betrieb.

Ich kaufte mir dort einen neuen Hut. Mein Basecap hat nach inzwischen fast zehn Tagen Reise einen Zustand erreicht, den man wohlwollend als gut eingetragen und weniger wohlwollend als speckig bezeichnen kann. An einem ukrainischen Stand fand ich einen Sonnenhut. Aufschrift natürlich: STAND WITH UKRAINE.

Danach ging ich in die Altstadt und die gefällt mir ausgesprochen gut. Rīga ist wunderschön und wirkt sehr hanseatisch. Eine der Partnerstädte ist ja auch Bremen und sogar der Roland steht am Rathausplatz herum.

Enge Gassen, prächtige Häuser, Kirchen ohne Ende, Plätze, Giebel, Türme und gefährliches Kopfsteinpflaster. Trotz der verwinkelten Altstadt fühlt sich Rīga deutlich größer und weltstädtischer an als Vilnius oder Klaipėda.

Eigentlich hatte ich vor, auf den Turm der Petrikirche zu gelangen. Ich hatte vorher sogar gelesen, dass es dort einen Aufzug gibt. Perfekt. Dachte ich. In der Kirche studierte ich die Eintrittspreise. 9 Euro für Erwachsene. Schon nicht ganz billig. Dann entdeckte ich allerdings das entscheidende Detail: Der Aufzug beginnt erst im dritten Stock! Nein. Einfach nein.

Ich werde während meiner Tage in Rīga noch genug diese verdammte Treppe zu meiner Unterkunft hinaufsteigen müssen. Da bezahle ich nicht auch noch 9 Euro Eintritt, um zunächst drei Stockwerke zu Fuß hochzulaufen, damit man mich anschließend freundlicherweise in einen Aufzug lässt. Der Petrikirchenturm muss ohne mich auskommen und ich ohne den Panoramablick von da oben.



Also ließ ich mich weiter durch die Altstadt treiben. Vorbei am Schwarzhäupterhaus mit seiner völlig „unbescheidenen“ Fassade („Genug Protz? Ach komm, einer geht noch!“), am Dom und durch holperige Gassen bis hinunter zur Daugava. Von dort großartiger Blick auf die moderne Seite der Stadt.

Unterwegs begegneten mir kleine Bronzefiguren. Eine Eule, ein Gürteltier, ein etwas schwer zu definierendes Pferd oder Einhorn und noch anderes Getier. Ich weiß nicht, warum diese Viecher dort herumstehen. Aber ich bin grundsätzlich dafür, Städte mit unnötigen Bronzetieren auszustatten.

Rīga hat sehr viele Straßenmusiker. Gefühlt an jeder Ecke spielt jemand, singt, teilweise auch ohne musikalische Begleitung, mal eher klassisch, mal folkloristisch, mal mit Instrumenten, deren Namen ich erst einmal nachschlagen müsste. La Lettonie, douze points.

Natürlich führte mich mein Weg auch durch diverse Souvenirläden. Kühlschrankmagnete gibt es selbstverständlich in ungefähr 800 Varianten, darunter auffallend viele mit Katzen. Riga hat schließlich zwei berühmte schwarze Katzen auf dem Dach des „Katzenhauses“.

Oder heißt es Miezhaus?

Der Legende nach ließ der wohlhabende Besitzer die Katzen Anfang des 20. Jahrhunderts aus Protest auf dem Dach anbringen, nachdem ihm die Aufnahme in die Große Gilde verweigert worden war. Und zwar so, dass die Katzen der Gilde demonstrativ ihr Hinterteil entgegenstreckten. Es kam zum Streit und sogar zu einem Gerichtsverfahren. Schließlich wurden die Katzen umgedreht und der Kaufmann soll doch noch in die Gilde aufgenommen worden sein.

Einer anderen Rīgaer Spezialität begegnete ich ebenfalls an jeder zweiten Ecke: Rīga Black Balsam. Es gibt sogar ausgesprochen fotogene Läden, die sich dem Zeug widmen. Probiert habe ich ihn allerdings nicht. Geschmacklich soll das Zeug sehr bitter und intensiv kräuterig sein. Ungefähr so, als hätte man eine Apotheke ausgefegt und das Ergebnis mit 45 % Alkohol aufgegossen.

Gegen 15:30 Uhr hatte ich schließlich das Gefühl, die Altstadt inzwischen vollständig erkundet zu haben. Also setzte ich mich für ein Päuschen auf eine schattige Bank und buchte spontan eine Bootstour für heute Abend. Nicht nur eine kleine Runde an der Skyline entlang, sondern zweieinhalb Stunden auf der Daugava, durch den Hafen und bis ganz hinaus zur Mündung in den Rīgaer Meerbusen. Das könnte ziemlich großartig werden.





Eigentlich wollte ich mir jetzt noch irgendwo ein spätes Mittagessen suchen. Dann fiel mir ein, dass in meiner Unterkunft noch genug Verpflegung herumliegt. Also sparte ich mir das, erklomm stattdessen gleich wieder Mount Rīga, plünderte meine Vorräte und legte die Füße hoch. Gegen 19 Uhr musste ich schon wieder los.

Nach meinen bisherigen Erfahrungen mit baltischem Sommerwetter nahm ich für die Bootstour ungefähr sämtliche Kleidung mit, die ich dabeihatte. Noch einmal wollte ich nicht frierend irgendwo herumhocken, während meine Regenjacke gemütlich in der Unterkunft liegt.

Morgen soll es dann nach Jūrmala gehen. Strand, Ostsee und vor allem die berühmten alten Holzhäuser. Vielleicht bekomme ich dort endlich ein Fischbrötchen. Und für morgen Abend hatte ich bereits das usbekische Restaurant direkt neben meiner Unterkunft ins Auge gefasst. Aber das ist morgen. Heute geht es noch bis raus zum Meer.



Aufs Meer hinaus

Daugava, Hafen und ein Sonnenuntergang mit völlig überzogener Angeberei

Im ersten Teil hatte ich ja noch einigermaßen beiläufig geschrieben, dass die zweieinhalbstündige Bootsfahrt bis hinaus zur Mündung der Daugava „ziemlich großartig werden könnte“. Untertreibung des Tages.

Gegen 19 Uhr machte ich mich auf den Weg zur Anlegestelle. Schon tagsüber waren mir ungewöhnlich viele Straßenmusiker begegnet. Jetzt kamen auf dem relativ kurzen Weg zum Schiff noch einmal mehrere dazu: ein Ed-Sheeran-Azubi, eine Dame mit Violine, eine mit Cello, ein Rapper, der in allen möglichen Sprachen vermutlich selbstgedichtete Texte rappte, irgendwo spielte eine Cover-Rockband und gerade als ich dachte, dass es nun langsam reichen müsste, kam der nächste Mensch mit irgendeinem Gefiedel. Ich habe noch nie so viele Straßenmusiker auf so engem Raum erlebt.

Kurz vor 19:30 Uhr war ich am Schiff. Das erwies sich als sehr gute Idee, denn die Plätze waren nicht reserviert und das Boot wurde ziemlich voll. So konnte ich mir in Ruhe einen der besten Plätze sichern.

Pünktlich ging es los. Erst die Daugava hinunter, vorbei an der Skyline, dann immer weiter durch den Hafen mit spannenden Schiffen, unter anderem einem Eisbrecher und Arbeitsbooten, die zu sagen schienen „Hey, ich bin 123 Jahre alt und bestehe nur noch aus Rost, aber ich tue meinem Dienst!“

Das Wetter spielte perfekt mit, blauer Himmel, Wolken, Abendsonne und genau die richtige Temperatur. Ich hatte vorsichtshalber ungefähr meine gesamte Garderobe dabei. Das wäre allerdings gar nicht nötig gewesen. An Bord gab es sogar warme Decken. Nur die Getränkepreise waren weniger fürsorglich: 7 Euro für ein Bier. Baltische Seefahrt mit skandinavischen Preisen.

Je weiter wir aus der Stadt herauskamen, desto interessanter wurde die Fahrt. Der Hafen von Rīga zieht sich kilometerweit die Daugava entlang. Industrieanlagen, Kräne, Terminals, Schiffe und irgendwann wird es immer leerer und grüner.

Schließlich erreichten wir Daugavgrīva und den schwarz-weiß gestreiften Leuchtturm an der Flussmündung. Direkt daneben steht ein rot-weißes Richtfeuer, das zusammen mit einem zweiten Feuer weiter landeinwärts den Schiffen die richtige Linie für die Einfahrt in die Daugava weist. Und dann waren wir draußen. Nicht irgendwo auf einem Fluss mit Blick Richtung Meer. Draußen. Im Rīgaer Meerbusen. Und genau dort begann die Natur mit völlig überzogener Angeberei.

Die Sonne stand inzwischen tief über dem Wasser. Erst wurde alles golden, dann orange, dann tiefrot. Dazu riesige Wolkenformationen, das nahezu glatte Wasser, ein Leuchtturm als Silhouette, Segelboote und andere kleine Schiffe, die natürlich genau dort herumfuhren, wo sie für Fotos gebraucht wurden. Es war ein bisschen pervers. Ich hörte irgendwann auf zu entscheiden, welches Motiv nun das schönste ist, und fotografierte einfach: Sonne mit Leuchtturm, Sonne mit Segelboot, Sonne ohne Segelboot, Segelboot mit Leuchtturm, Wasser mit Sonne, Himmel mit Wasser. Shorty mit Sonnenuntergang, ich mit Sonnenuntergang.

Irgendwann kam allerdings der traurigste Moment jeder guten Bootsfahrt: die Wende, der Bug zeigte wieder Richtung Rīga. Beim Anlegen um 22:30 Uhr war die blaue Stunde übrigens noch immer nicht ganz vorbei. Der Norden kann Sommerabende.

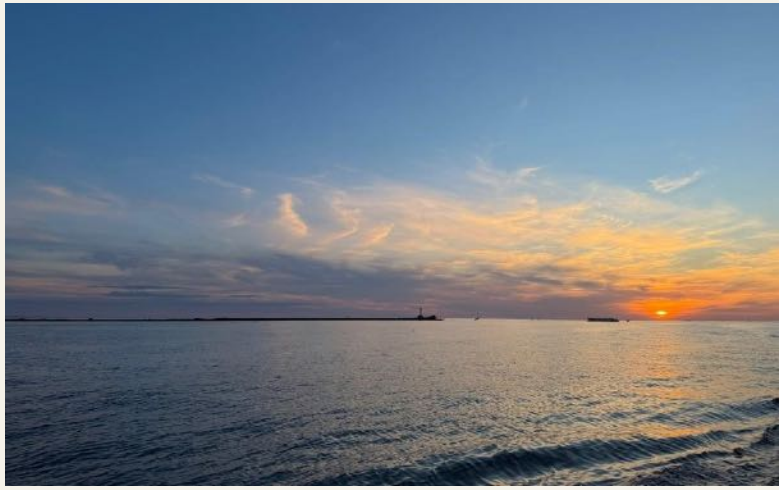










Strand-Alarm

Hübsche Holzhäuser, durchgeknallte Architektur, viel Sonne und Essensexperimente

Um 8 Uhr war ich wach, setzte Kaffee auf, öffnete das Fenster und wurde aus dem schmalen Hinterhof mit lettischem Schlager beschallt.

Für heute stand Jūrmala auf dem Plan. Regenjacke und DEET wanderten vorsorglich in den Rucksack. Ķemeri, wo es einen Naturlehrpfad durch ein Moor gibt, hatte ich ursprünglich ebenfalls erwogen, strich es aber wieder. Ich wollte lieber mehr Zeit für Strand haben, und rückblickend war das eine sehr gute Entscheidung.

Zum Hauptbahnhof waren es von meiner Unterkunft gerade einmal fünf Minuten. Frühstück eingefahren, Ticket gekauft und um 10:30 Uhr saß ich in einem sehr modernen lettischen Regionalzug Richtung Majori, halbe Stunde Fahrzeit.

Jūrmala ist nicht ein einzelner Ort, sondern zieht sich über mehr als 20 Kilometer an der Küste entlang und besteht aus mehreren früheren Fischerdörfern und Badeorten. „Jūrmala“ bedeutet auf Lettisch schlicht „Strand“ beziehungsweise „Meeresküste“. Das touristische Zentrum ist Majori.

Auf dem kurzen Weg zum Meer bekam ich gleich eine große Dosis dessen, wofür Jūrmala und insbesondere Majori bekannt sind: die alten Holzhäuser, ehemals als Datschen reicher Städter hier draußen erbaut, nachdem es die Eisenbahn von Rīga hierher gab.

Und ja, diese besondere Architektur ist wirklich großartig. Holzvillen mit Veranden, Schnitzereien, Türmchen, teilweise mit bunten Fenstern, manchmal hervorragend restauriert, manchmal reichlich heruntergekommen und manchmal irgendwas dazwischen. Gerade die nicht ganz perfekten Häuser gefielen mir besonders. Sie sehen wenigstens noch so aus, als hätten sie eine Geschichte. Allerdings sollte man vermutlich nicht gegen irgendeinen tragenden Balken treten.

Bei einem davon stand ein Verkaufsschild vor dem Zaun. Preis: 319.000 Euro. Ein Blick auf das Haus ließ ahnen: damit fangen deine finanziellen Probleme gerade erst an. Aber es gilt ja: Lage, Lage, Lage.

Dazwischen stehen moderne Villen und Bungalows. Manche durchaus schick, andere architektonisch postmodern-durchgeknallt und bestenfalls für Leute geeignet, die gerne im Glashaus sitzen und sich demzufolge im Dunklen ausziehen sollten. Und natürlich hat auch die sowjetische Zeit Spuren hinterlassen. Zum Beispiel das Baltic Beach Hotel. Ein massiver Betonklotz, an den man irgendwann fünf Sterne drangenagelt hat, fertig das „Luxus-Resort“. Von dem Außenanblick muss man sich wohl tatsächlich erst einmal drinnen im Spa erholen. Werden schon keine Zinkwannen wie zu Zarenzeiten sein, in denen man da badet.









Kurz vor dem Strand begegnete Shorty der Riesenschildkröte von Jūrmala, ein Wahrzeichen des Ortes, obwohl keiner zu wissen scheint, warum. Also Foto mit Schildkröte und Shorty. Wir mussten sogar etwas Schlange stehen dafür, so beliebt ist das Tier. Und dann: Strand-Alarm. Ich liebe den Moment, wenn man einen Strandaufgang hochkommt und zum ersten Mal das Meer sieht!

Die Ostsee heute eine Badewanne. Null Wellen, flaches Wasser, sehr warm und an einem Montag kurz vor Mittag erfreulich wenig Menschen. Ich war spätestens in diesem Moment sehr froh, nicht gestern am Sonntag hergekommen zu sein.

Der körperliche Ostseekontakt wurde selbstverständlich erfüllt. Bis zum Knie. Und dafür muss man ziemlich weit raus laufen, so flach ist es da. Danach setzte ich mich in den Schatten, Füße im Sand, Fernglas griffbereit. Es hatte nur herzlich wenig zu tun, wie überhaupt auf der bisherigen Reise. Aber war bin ja auch nicht zur Vogelbeobachtung hergereist.

Nach einer Weile am Strand beschloss ich, einmal quer über den schmalen Landstreifen zum Fluss Lielupe zu laufen. Der liegt auf der anderen Seite von Jūrmala, und an dieser Stelle sah das auf der Karte nach einer überschaubaren Unternehmung aus.

Vorher selbstverständlich noch einmal DEET nachgelegt. Ich sage ja seit Tagen: Die baltischen Mücken haben eine WhatsApp-Gruppe mit meinem Foto und Live-Standort.

Dann hinein in den Wald. Der Weg war wunderschön: lichter Mischwald, hohe Kiefern, schmale Pfade und nur einen Steinwurf entfernt noch die Ostsee auf der einen Seite und hoffentlich der Fluss bald in Sicht auf der anderen. Unterwegs kam ich an einer Statue der lettischen Dichterin Aspazija vorbei. Die nähere kulturhistorische Würdigung lasse ich hier mal weg und Euch nur das Foto. Dann überquerte ich eine vierspurige Straße und näherte mich meinem Ziel.

Fast. Zwischen mir und dem Lielupe lagen ein hoher Zaun und die Bahnlinie. Also weiter Richtung Dubulti. Dort kam schließlich der Bahnhof in Sicht und ich dachte: Super, jetzt komme ich an den Fluss. Nein. Immer noch Bahngleise. Der Lielupe lag wunderschön direkt dahinter, mit Schilf, glitzerndem Wasser und viel Grün. Nur einen begehbaren Weg zum Ufer konnte ich beim besten Willen nicht finden. Damit endete die Fluss-Expedition und es blieb bei einer Fotoansicht. Auch schön.

Also wieder zurück durch Dubulti zum Strand. Und auch dort ging das Architekturprogramm weiter. Unterwegs fand ich eine kleine Bäckerei. Dort kaufte ich kaltes Mineralwasser aus dem Kühlschrank und drei kleine Teilchen, bei denen ich nicht die geringste Ahnung hatte, was sie enthielten.

Mit meiner Beute ging es wieder zurück zum Strand. Schattenplätze waren inzwischen allerdings Mangelware. Also wanderte ich bis zur Schildkröte zurück, setzte mich auf die schattige Treppe dort und probierte die Teilchen. Das erste war ein safrangelber kleiner Halbmond, gefüllt mit Speck und Zwiebeln. Das zweite eine Art Croissant mit Kümmel drauf, und gefüllt mit… Speck und Zwiebeln. Ich schloss mit Shorty eine Wette ab, was wohl im dritten Teilchen war. Es waren Speck und… Tomaten! Sehr kreativ!

Es kam Wind auf. Das ist der Moment, in dem jeder, der gerade aus dem Wasser kommt oder mit Sonnencreme eingeschmiert ist, innerhalb kürzester Zeit paniert wird. Schnitzelwetter. Ich schaute immer wieder in den weiterhin knallblauen Himmel und fragte mich ernsthaft, wo das für heute angekündigte Gewitter herkommen sollte.

Zurück im Ort landete ich schließlich auf der Jomas iela, der Touristenmeile. Dort war ich entsetzt und fasziniert zugleich.

Es war viel los, es gibt Restaurants, Cafés, Boutiquen und Souvenirläden, aber Teile davon wirken gnadenlos aus der Zeit gefallen. Vor allem die meisten Bekleidungsgeschäfte verkaufen Sachen, die zuletzt vor dem Mauerfall modern gewesen sein dürften. Falls sie es jemals waren.

Auch das Essensangebot überzeugte mich zunächst überhaupt nicht. Ich wollte ein Fischbrötchen. Schließlich befand ich mich in einem Ostseebad. Fischbrötchen: Fehlanzeige. Auf Restaurants mit Hauptgerichten für 25 bis 30 Euro hatte ich heute keine Lust. Schließlich landete ich in einer etwas rustikal wirkenden Pinte, die eine laminierte orangefarbene Speisekarte mit Clipart-Fischen vor der Tür hatte. Dort gab es also wenigstens Fisch.

Ich entschied mich nach Abwägen verschiedener lettischer Spezialitäten (für „Graue Erbsen mit Speck“ war heute nicht das richtige Wetter) für „Fisch“. Es kam gebratenes Fischfilet mit Rohkostsalat. War lecker, auch wenn der Wirt nicht sagen konnte oder wollte was für ein Fisch das war.

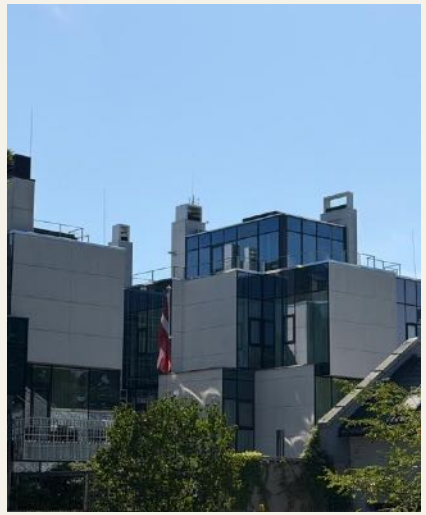
Das usbekische Restaurant in meinem Haus in Rīga muss deshalb bis morgen warten. Ist wahrscheinlich besser so. Ich werde es auf jeden Fall finden. Ich muss dafür schließlich nur dem Geruch im Vorderhaus und dem Küchengeschepper, das ich im Hinterhof höre, folgen.






RĪGA















Noch einmal Rīga

Wasch-Koks, Jugendstilexzesse und ein letzter Streifzug

Heute der letzte volle Tag in Rīga. Und weil morgen nicht nur Reisetag anstand, sondern ein ziemlich langer noch dazu, hatte ich mir für heute ausdrücklich nichts Großes vorgenommen.

Zunächst einmal hatte ich ausgeschlafen. Danach die Waschmaschine angeworfen. Ich hatte zwar erst vor fünf Tagen gewaschen, aber was weiß ich schon, wann mir die nächste Waschmaschine begegnet? Also suchte ich zusammen, was sich finden ließ, und es wurde doch erstaunlich viel. Waschmittel war inzwischen ebenfalls vorhanden. Wie ich daran kam, ist eine andere Geschichte. Jedenfalls hatte ich eine Portion weißes Pulver in einem Kühlschrankmagnetentütchen den Mount Rīga hinaufgetragen.

Anschließend machte ich mich noch einmal auf den Weg in die Altstadt. Draußen angenehme 19 Grad, recht windig. Für den Nachmittag waren zunächst Schauer und später richtiger Regen angekündigt, also wollte ich noch ein paar Dinge nachholen, die ich in den vergangenen Tagen entweder ignoriert, nicht gefunden oder nicht geschafft hatte.

Natürlich gaben auch heute wieder Rīgas Eurovision-Aspiranten an nahezu allen Straßenecken alles. Die Instrumentenpalette wurde dabei noch einmal erheblich erweitert. Bei den Bremer Stadtmusikanten spielte eine junge Frau auf einem Streichinstrument „My Heart Will Go On“.

Wenige Meter weiter trug ein Herr mit Querflöte ein sehr getragenes „Ave Maria“ vor. Später kamen noch Waldhorn und Tuba hinzu. Ich wäre nicht überrascht gewesen, auch noch auf Triangel und Zimbeln zu treffen.

Die Bläser sorgten vor den „Drei Brüdern“, drei berühmten historischen Häusern, für die musikalische Untermalung. Ich bekam neben mir einen Dialog zweier deutscher Touristen mit:

„Was ist das denn hier?“

„Das sind drei Häuser, die sind alt.“

„Ja.“

Damit war die architekturhistorische Einordnung abgeschlossen.

Anschließend beschloss ich nach reichlicher Überlegung, der Petrikirche beziehungsweise ihrem Turm doch noch eine Chance zu geben. Beim ersten Versuch hatte mich abgeschreckt, dass man trotz Aufzug zunächst bis in den dritten Stock Treppen steigen muss. Heute war ich bereit. Ich war bereit, neun Euro Eintritt zu bezahlen, die Treppen zu nehmen, bereit für das Panorama. Die Petrikirche allerdings offenbar nicht für mich. Vor dem Eingang stand eine ewig lange Schlange. Lust auf den Ausblick hatte ich durchaus, aber nicht genug, um dafür lange anzustehen. Also wieder kein Kirchturm-Panorama.









Mein nächstes Ziel war das Jugendstilviertel, das ich bislang ebenfalls ignoriert hatte. Der Weg führte noch einmal am Katzenhaus vorbei und an dieser Stelle mache ich ein Geständnis: Das Foto aus meinem Tagesbericht von vorgestern habe ich aus dem Internet geklaut, denn das Katzenhaus steckt derzeit bis zum Dach hinter Gerüst und Plane. Vom schönen Haus ist nichts zu sehen. Außer den zwei Katzen natürlich. Die sitzen weiterhin oben auf dem Dach und tun so, als ginge sie das alles nichts an.

Das Jugendstilviertel selbst: Die Fassaden sind zweifellos schön und teilweise dermaßen mit Erkern, Rundfenstern, Figuren, Gesichtern, Ornamenten und sonstigem Zierrat überladen, als hätten die Architekten damals Angst vor dem Vorwurf der Schlichtheit gehabt. Nach der fünften Art Nouveau-Eskalation hatte ich genug.

Interessanter fand ich die örtliche Getränkekultur. Während in der Altstadt gefühlt überall Bier auf den Tischen steht, tranken die Touristen in den Straßencafés des Jugendstilviertels auffallend häufig Rotwein. Dazu passen die vielen Weingeschäfte dort. Ich verweigerte mich der kulturellen Assimilation.

Danach besorgte ich noch ein paar Sachen für meine Reiseapotheke und machte mich zurück auf den Weg in die Bude. Dort warteten der Trockner und vor allem eine dringend benötigte Fuß-Pause. Draußen begann es zu grummeln, dann schüttete es aus Kübeln, einschließlich Hagel.

Damit dürfte mein letzter voller Tag in Rīga weitgehend erzählt sein. Vielleicht bekommt die Petrikirche später noch eine dritte und allerletzte Chance, falls Wetter, Warteschlange und Motivation gleichzeitig mitspielen. Im Augenblick sieht es nicht danach aus.







STRICELLI



Von der Stadt in den Wald

Bus, Mietwagen, Plumpsklo, eine Flugstunde und sehr viel Grillwurst

Der heutige Reisetag begann mit der Frage, ob ich angesichts der Killertreppe, die ich ein letztes Mal hinuntersteigen musste, mein Gepäck vielleicht einfach aus dem Fenster werfen sollte. Dann hätte ich allerdings vermutlich keinen Koffer mehr und möglicherweise auch jemanden erschlagen. Also entwickelte ich stattdessen eine neue Gepäckstrategie und aktivierte den faltbaren Tagesrucksack, den ich dabeihatte, verteilte einige der schwereren und mittelschweren Sachen darauf und auf meinen Koffer, und siehe da: Ich kam mit meinem Geraffel verteilt auf Rücken und zwei Hände in einer Tour die vier Stockwerke hinunter und musste nicht zweimal laufen.

Am Busbahnhof bestieg ich den LuxExpress nach Tallinn. Diesmal mit einem Ticket in der „Business Class“. Ich hatte sogar einen richtigen Einzelsitz. Nicht einen Sitz mit freiem Platz daneben, sondern schlicht gar keinen neben mir. Das Ganze hatte gerade einmal 13 Euro Aufpreis gekostet und war jeden Cent wert. Und bevor jetzt jemand fragt, warum ich das nicht schon auf der Fahrt von Klaipėda nach Rīga gebucht hatte: Diese Reiseklasse gab es auf der Verbindung schlichtweg nicht.

Als der Bus startete, tauchte ein Gebäude auf, das aussieht, als hätte jemand den Warschauer Kulturpalast geschrumpft und hinter dem Rīgaer Busbahnhof abgestellt. Man nennt es hier „Stalins Geburtstagstorte“.

Wenig später stellte ich fest, dass der Bus zunächst exakt den Weg nahm, den ich kurz zuvor mit meinem Koffer entlanggerumpelt war. Und als wäre das noch nicht genug, fuhr er direkt an meinem Apartment vorbei. Die hätten mich auch einfach einsammeln können.

Bis wir Rīga endgültig hinter uns gelassen hatten, dauerte es ungefähr 35 Minuten. In den Außenbezirken dominierten die typischen Plattenbauten, bei denen man denkt: Drinnen ist es bestimmt schöner. Danach wurde es grün. Viel Wasser, Kiefernwälder und darüber der weiß-blaue baltische Himmel. Die Fahrt verlief angenehm und unspektakulär. Nach viereinhalb Stunden kam ich pünktlich am Tallinner Busbahnhof an.

Dort wollte ich zunächst Bargeld holen, denn ich hatte überhaupt keines mehr. Ganz selten braucht man dann ja doch welches. Also suchte ich im digitalsten Land Europas nach einem Geldautomaten und stellte fest, dass die Esten den vorsichtshalber im Keller versteckt hatten. Nach dem Motto: Wie, du meinst wirklich, du brauchst Bargeld? Na gut. Dann musst du dich dafür aber nach unten bemühen und links neben dem Klo kriegst du dann Geld.

Als Nächstes musste ich zur Mietwagenstation am Flughafen. Ein erster Blick auf Google Maps ließ mich vermuten, dass man zum etwa zweieinhalb Kilometer entfernten Flughafen nicht hinlaufen könne, weil die Strecke verdächtig nach Stadtautobahn aussah. Ein genauerer Blick auf die Satellitenansicht zeigte eine große Straße, an der aber offenbar tatsächlich ein Gehsteig entlangführte. Ich dachte mir, Bewegung kann nicht schaden. Also lief ich.

Zwischendurch hatte ich durchaus Zweifel, ob man auf diesem Weg wirklich bis zum Flughafen durchkommt. Dann kamen mir allerdings Menschen mit Koffern entgegen, an denen noch die Gepäck-Etiketten hingen. Wenn die nicht gerade aus völlig anderen Gründen mit frisch geflogenen Koffern durch Tallinner Gewerbegebiete spazieren gingen, mussten sie vom Flughafen kommen. Und tatsächlich: Man kann in Tallinn einfach zu Fuß zum Flughafen gehen. Ich fand das großartig.

Die Mietwagenübergabe verlief easy. Ich bekam einen fast nagelneuen Toyota Yaris Hybrid. Gepäck rein, hinsetzen und dann musste ich mich erst einmal mit Automatik, diversen Fahrassistenzsystemen und nicht zuletzt Apple CarPlay bekannt machen.





Ja, man darf mir ruhig nachsagen, dass ich vollkommen verschroben bin, unter einem Stein lebe, von nichts eine Ahnung habe und ein mieser Digital Native bin. Aber ich musste tatsächlich erst einmal Chatty fragen, wie das alles funktioniert. Aber schließlich lief alles und das Auto fährt sich 1A.

Von Tallinn bis zu meiner Unterkunft sind es nur ungefähr 60 Kilometer, 35 davon über die Autobahn, wo ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Schild sah, das vor kreuzenden Elchen warnt. Dann über Landstraßen, die immer schmaler, und immer leerer wurden und die Landschaft immer waldiger. Ich weiß nicht, ob es hier Fuchs und Hase gibt, aber wenn, dann würden die beiden sich hier im Lahemaa Nationalpark gute Nacht sagen.

Schließlich erreichte ich Old Silent, meine Waldhütte in der Nähe von Hara, die ich für eine Nacht gebucht hatte. Ganz so wahnsinnig einsam, wie ich gedacht hatte, liegt sie gar nicht. Aber wenn man hier sitzt, kann man das problemlos glauben. Die Hütte ist wildromantisch, wobei das schon fast eine Untertreibung ist. Eine winzige Holzhütte mit einem einzigen Raum, sehr gemütlich und liebevoll eingerichtet.

Bevor ich allerdings richtig einzog, musste ich dringend einkaufen. In den vergangenen elf Tagen hatte ich mich überwiegend in Großstädten herumgetrieben und entsprechend oft von Convenience-Fraß ernährt. Jetzt, wo ich die nächsten Tage auf dem Land verbringen würde, wollte ich endlich mal wieder etwas kochen.

Praktischerweise fuhr die nette Wirtin gerade selbst ins nächste Dorf, in dem es einen Supermarkt gab, und bot mir an, einfach hinter ihr herzufahren. So erreichte ich bequem den versprochenen Supermarkt und war dort zunächst einmal vollkommen „lost in translation“.

Neues Land. Neuer Supermarkt. Neue Sprache, bei der ich nichts erraten konnte. Und diesmal hatte ich eine etwas längere Einkaufsliste. Ich brauchte schließlich nicht nur etwas für heute Abend, sondern wollte mich für die nächsten Tage zumindest grundsätzlich mit Dingen eindecken, aus denen man Essen machen kann. Unter anderem wollte ich Würstchen für den Gasgrill an meiner Hütte.

Nun scheint Estland eine Nation zu sein, die großen Wert auf Wurstvariation legt. Über mehrere Kühltheken verteilt gab es gefühlt 57 verschiedene Sorten, und ich versuchte herauszufinden, welche davon wohl das estnische Äquivalent einer stinknormalen Grillwurst sein könnte. Dank Chatty konnte ich es vermeiden Heidelbeer- oder Pflaumenwurst zu erwischen und erstand schließlich ein Paket auf dem stand, sogar auf Englisch, „Approved by our kids“. Na dann. Die kleinste Gebindegröße betrug dennoch 400 Gramm.

Dann bekam der profane Supermarktbesuch noch einen überraschenden Abschluss. Auf der anderen Straßenseite stand auf einem Mast ein Storchennest. Darin zwei Jungstörche und ein Altvogel. Der sprang immer wieder hoch, streckte die Flügel aus und schlug damit. Schließlich flog er los, drehte zwei, drei kleine Runden über die Straße und den Supermarktparkplatz, kam dabei ganz niedrig und dicht an meinem Auto vorbei, und landete wieder im Nest. Ich dachte: Mensch, der gibt seinen Kleinen gerade Flugstunden.

Und tatsächlich begann kurz darauf einer der Jungvögel ebenfalls mit den Flügeln zu schlagen und im Nest herumzuhüpfen. Dann hob er ab, flog eine kleine Platzrunde und kehrte auf den Mast zurück. Vielleicht hatte ich den allerersten Flug dieses jungen Storches miterleben dürfen, der schon bald mit seinen Eltern nach Afrika fliegen wird.

Beseelt kehrte ich zu meiner Hütte zurück und inspizierte erst einmal die sanitären Einrichtungen. Das Außenklo ist tatsächlich ein klassisches Plumpsklo. Ohne Licht. Die Außendusche sieht ebenfalls spannend aus. Ob sie warmes Wasser produziert, hatte ich zunächst nicht ausprobiert. Falls nicht, war ich mir noch nicht ganz sicher, ob ich hier morgen früh einen auf harten Kerl machen würde.

Dann warf ich den Grill an, legte meine Würstchen darauf und machte mir dazu einen kleinen Salat aus Gurken, Tomaten und Zwiebeln. Essig, Öl, Salz und Pfeffer hatte ich ebenfalls gekauft. Und Barbecuesauce natürlich.

So saß ich schließlich vor meiner kleinen Holzhütte im estnischen Wald und hatte ein fantastisches Abendessen. Ich hatte mich bei meiner Ankunft natürlich sofort großzügig mit DEET eingeschmiert und blieb weitgehend unbelästigt. Dabei hatte ich fest damit gerechnet, dass die Baltische Mücken-WhatsApp-Gruppe meine Ankunft längst angekündigt hatte und die estnische Abteilung bereits mit kleinen Lätzchen um im Gebüsch saß und nur auf mich wartete. Offenbar nicht. Oder sie warteten, bis ich schlafe.

Jetzt sitze ich an der kleinen Feuerstelle an meinem ersten selbstgemachten Outdoor-Feuer und höre dem Wind in den Bäumen zu.















Endlich Käsmu

Das kleine Paradies am Meer

Um 5:22 Uhr war ich wach. Nicht ganz freiwillig. Ich hatte in meiner Waldhütte Old Silent nicht besonders gut geschlafen, weil es nachts wirklich kalt war. Die Hütte ist schließlich überhaupt nicht isoliert. Zwar hing ein Heizlüfter an der Wand, der auch zu funktionieren schien, allerdings ratterte und klapperte das Ding derart vor sich hin, dass ich ihm in einer Holzhütte nicht so recht über den Weg traute. Vermutlich wäre Old Silent längst einige Male abgebrannt, wenn der Heizlüfter tatsächlich gefährlich wäre, aber trotzdem war mir mulmig dabei.

Also hatte ich in voller Montur geschlafen, mit meinen langen Klamotten, und zusätzlich zur Bettdecke noch die Tagesdecke über mich geworfen. Gefroren hatte ich trotzdem. Nicht dramatisch, aber die Nacht war eben auch nicht erholsam.

Eine Entscheidung war deshalb am Morgen schnell getroffen: Die Außendusche durfte ungetestet bleiben. Ich machte mir einen Kaffee und ging anschließend durch den Wald zum Strand, der zwar nur einen Steinwurf entfernt war, aber wieder mal, wie schon so vieles, das ich auf meiner Reise erreichen wollte, schwierig zu erreichen war.

Zwischen Waldweg und Wasserkante lagen fast ausschließlich Privatgrundstücke, sorgfältig umzäunt, teilweise von Kameras bewacht und beschildert mit Abbildungen furchteinflößender Hunde. Nachdem ich endlich einen Durchschlupf gefunden hatte und am „Strand“ stand, einem schmalen Streifen zwischen Wasser und Wald, war ich baff von der Schönheit. Die Wellen rauschten unaufdringlich aber stetig, unzählige Bachstelzen schwirrten herum, Kormorane berieten auf einem Felsen sitzend ihren Tagesplan, und über alldem stand die Sonne noch tief, das Wasser glitzerte und am Strand war außer mir natürlich niemand. Ich war in dem Moment der verfrorenen Nacht nicht mehr böse.

Ein wenig ärgerte ich mich allerdings, nicht doch etwas mehr auf Camping eingestellt zu sein. Ein Thermobecher für den zweiten Kaffee wäre jetzt perfekt gewesen. Andererseits habe ich nur vier Tage „Wildnis“ vor mir. Dafür kaufe ich keinen Thermobecher. Eine Hose ja. Schließlich ist meine einzige lange Hose im Trockner auf Mount Rīga zusammengeschrumpelt.

Zurück in der Hütte trank ich noch einen Kaffee, dann hatte ich ein Problem von existenzieller Bedeutung: Ich wollte unbedingt Eier zum Frühstück. Das hatte ich mir so in den Kopf gesetzt.









Der Supermarkt in Loksa öffnet erst um 9 Uhr. Dennoch fuhr ich etwas früher los und nutzte die Wartezeit, um mir Loksa ein bisschen anzusehen. Damit ist man sehr schnell fertig. Der Ort besteht im Wesentlichen aus einer Hauptstraße und einigen breiten Nebenstraßen mit hässlichen Wohnblöcken. Dazwischen sehr viel Verlassenes: eine ehemalige Kneipe, verschiedene Geschäfte, ein kleines Hafengelände und ein Industrieareal, auf dem sich ebenfalls nicht mehr viel zu tun scheint. Viel Lost-Place-Feeling, bis auf den Supermarkt.

Der Kontrast zur unmittelbaren Umgebung fällt auf. Rund um Hara stehen teilweise wunderschöne, sehr gepflegte Holzhäuser, Ferienhäuser und schicke Villen, davor große und teure Autos. Und wenige Kilometer weiter sieht es ganz anders aus. Ich hatte schon mehrfach den Gedanken, wie leicht man Estland zunächst für eine Art Finnland halten kann. Die Sprache klingt ähnlich, vieles wirkt deutlich nordischer als in Litauen und Lettland, das Land ist hochmodern und digitalisiert, und Finnland liegt direkt gegenüber. Dann fährt man durch die Außenbezirke von Tallinn oder eben durch einen Ort wie Loksa und wird daran erinnert, dass Estland einmal Teil der Sowjetunion war.

Bevor der Supermarkt öffnete, schaute ich noch einmal bei den Störchen vorbei. Alle waren zu Hause und mit ihrer Morgentoilette beschäftigt. Schließlich konnte endlich die Eierbeschaffung beginnen.

Ich wollte Bio-Eier. Vor dem umfangreichen Eierregal war mir irgendwann allerdings egal, ob den Hühnern täglich estnische Volkslieder vorgesungen werden oder nicht. Also nahm ich die einzige Sechserpackung.

Zurück im Old Silent schnitt ich die übrig gebliebenen Würstchen vom Vorabend klein, briet sie zusammen mit Zwiebeln in der Pfanne auf dem Gasgrill an und gab die Eier dazu. Fertig war das Waldschrat-Frühstück.

Danach räumte ich auf, packte und verabschiedete mich vom Old Silent. Eine Unterkunft nicht nach jedermanns Geschmack und auch für mich nicht, jedenfalls nicht für mehrere Nächte. Aber wenn man sich darauf einlässt, ein nettes kleines Abenteuer.

Anschließend nahm ich das Projekt Hose kaufen in Angriff, fand schließlich einen größeren Ort mit einem Einkaufszentrum und erstand eine günstige und hoffentlich mückendichte Outdoorhose.

Danach ließ ich mich treiben und fuhr ohne Ziel durch die Gegend. Genau dafür hatte ich schließlich das Auto. Ich blieb nicht nur auf den Hauptstraßen, sondern bog immer wieder irgendwo ab, landete in Sackgassen und gelegentlich auch auf zugewachsenen Feldwegen, von denen Google Maps mit bemerkenswertem Selbstbewusstsein behauptete, es handele sich um Straßen.

Autofahren macht hier aber Spaß. Die Straßen sind in Schuss, häufig schnurgerade und vor allem so gut wie leer. Rechts und links ist es wunderschön, nur gibt es leider auf den Hauptstraßen wenige Möglichkeiten, einfach mal anzuhalten. Deshalb kann ich euch davon kaum Fotos zeigen. Ihr müsst mir also entweder glauben, dass es wunderschön ist, oder euch die Gegend selbst anschauen.

Mein Auto glaubt mir allerdings offenbar nicht, dass ich die Situation jederzeit im Griff habe. Weil ich natürlich immer wieder nach rechts und links in die Landschaft schaue, meldet sich regelmäßig das Fahrassistenzsystem:

„Driver's inattention detected."

„Ja, Auto. Ich weiß. Aber hast du mal nach draußen geguckt?"

Bei meinem Herumfahren fand ich irgendwann ein prächtiges Herrenhaus. Direkt daneben begann ein interessanter Waldweg, halb Wanderweg, halb Lehrpfad, den ich eigentlich sehr gerne gegangen wäre. Aber ich war seit 5:30 Uhr auf den Beinen, hatte in meinen Klamotten geschlafen und wollte in meiner neuen Unterkunft ankommen.

Am frühen Nachmittag erreichte ich schließlich Käsmu, das als „Kapitänsdorf" bezeichnet wird. Wirklich wunderschön.

Ein bisschen erinnert mich der Ort an Nida und Jūrmala, er ist aber weder mondän noch aufdringlich. Irgendwann hatte ich Käsmu deshalb zum „Kampen von Estland minus Sansibar" erklärt. Nichts ist protzig. Eher so: „Wir besitzen seit Generationen ein hübsches weißes Holzhaus zwischen Kiefern und reden nicht darüber".

Meine Unterkunft liegt an der einzigen Straße durch den Ort. Das Anwesen zieht sich ein kleines Stück den Hang hinauf bis an den Waldrand. Ein riesiger Garten mit hohen Kiefern, dazwischen offene Rasenflächen. In der Mitte steht ein großes weißes, herrschaftlich wirkendes Haus mit rotem Giebel und roten Fensterrahmen, darum verteilt mehrere kleine Bungalows im gleichen Stil.

Ich war fast eine Stunde zu früh und traf niemanden an. Schließlich rief ich die Wirtin an. „No problem at all, we'll be there in 10-15 minutes!" Bis dahin setzte ich mich auf eine altmodische Hollywoodschaukel im Garten und konnte durch die Bäume hindurch das Meer sehen. Kurz darauf kamen die Gastgeber, furchtbar nette Leute mit sehr gutem Englisch, und zeigten mir mein Reich für die kommenden vier Tage. Alles ausgesprochen sauber und ordentlich. Ich wurde gebeten, drinnen stets meine Schuhe auszuziehen. Es gab Hotel-Slipper.

Der Wohn- und Schlafbereich ist modern und gemütlich. Die Küche sieht ein bisschen altbacken aus, ist aber komplett ausgestattet. Nach „keine Küche, gekocht wird draußen auf dem Grill, ja auch das Frühstücksei" ist das praktisch das Adlon. Das Badezimmer gewinnt ebenfalls keinen Design-Preis und hat ein bisschen etwas von Sporthalle 1983. Ohne den Geruch, zum Glück, und es ist blitzsauber. Ich habe eine richtige Dusche und ein richtiges Klo. Nach dem Plumpsklo ist auch das Wellness. Und ich habe einen ESSTISCH. Vor allem aber habe ich eine Terrasse mit schicken Sitzmöbeln, Sonnenschirm und Blick aufs Meer. Okay, als „Meerblick" kann man das nicht für Geld verkaufen, aber ich kann es sehen, von MEINER Terrasse.

Auf meinem Esstisch lag übrigens eine Karte von Käsmu. Und links oben entdeckte ich etwas, das mich ansprang. Gestern hatte ich auf dem Weg von Tallinn in den Wald noch gedacht: Ich weiß nicht, ob es hier Fuchs und Hase gibt, aber wenn, dann sagen die beiden sich hier gute Nacht. Nun weiß ich es. Auf der Karte sitzen links oben: „rebane – fox". Direkt daneben: „jänes – hare". Ich nehme alles zurück. Die beiden sind offenbar hier gemeldet.

Nachdem ich mich wohnlich und elektronisch eingerichtet hatte, aß ich meine übrig gebliebenen Butterbrote vom Morgen. Ich hatte mir estnisches Roggenbrot gekauft, das einen ausgesprochen guten Ruf genießt und von Touristen teilweise hymnisch als eines der besten Roggenbrote ihres Lebens gelobt wird. Nun ist man als Deutscher bei Brot im Ausland naturgemäß skeptisch. Wir gehen schließlich davon aus, dass andere Länder vieles gut können. Brot gehört nicht dazu. Aber man muss Lob spenden, wo Lob angebracht ist: Roggenbrot können die Esten. Saftig, kräftig, überhaupt nicht langweilig. Mit Butter und Käse drauf richtig gut.

Anschließend ging ich ins Dorf. Zunächst musste ich den Dorfladen inspizieren, denn von dessen Sortiment hängt meine kulinarische Versorgung in den kommenden Tagen nicht unwesentlich ab. Die Auswahl ist überschaubar, aber das Nötigste ist vorhanden. Und noch etwas ließ sich auftreiben: ein Kühlschrankmagnet von Käsmu. Yay.

Danach machte ich einen kleinen Rundgang durchs Dorf und kam unter anderem an der berühmten „Strandpromenade“ vorbei. Das ist ein großes Wort für das, was dort tatsächlich existiert, aber die Findlinge im flachen Wasser davor sind immerhin genau das Motiv, das man als erstes sieht, wenn man Käsmu googelt.

Schließlich landete ich am Leuchtturm. Der ist ungefähr 6 Meter hoch und sieht aus wie eine groß geratene Bretterbude. Man kommt nicht unbedingt von allein darauf, vor einem Leuchtturm zu stehen. Aber gerade deshalb finde ich ihn rührend. Trotz seiner bescheidenen Statur hat er früher würdevoll seinen wichtigen Job erledigt.

Anschließend setzte ich mich an die klitzekleine Marina. Ich saß in Shorts und Polohemd dort und fror schon wieder. Obwohl ich mir sogar einen windgeschützten Platz gesucht hatte. Meine Frau beneidete mich derweil aus Deutschland, wo sie schon wieder Temperaturen von über 30 Grad hatte.

Also ging ich zurück in meinen weiß-roten Bungalow und kochte früh. Mit einem richtigen Herd, Topf, Pfanne, Schneidebrett, Kochlöffel, Abtropfsieb – Zivilisation! Es gab Vollkornfusilli (Vollkorn fürs Gewissen nach der Würstchen-Orgie) mit einer kräftigen Tomatensauce und Käse.









Nach dem Essen wollte ich nochmal raus, zog mich diesmal vernünftig warm an und machte mich auf den Weg in Richtung Kuradisaar, die äußerste Spitze von Käsmu. Ich kam aber nur bis zu einem Vogelschutzgebiet. Da, wo es hätte weitergehen sollen, war Wasser. Die Karte hatte den Eindruck erweckt, als könne man bis ganz hinaus laufen. Vor Ort stellte sich allerdings heraus, dass die Kartographen und die Ostsee unterschiedliche Auffassungen davon haben, was eine Landverbindung ist.

Die offizielle Käsmu-Seite bezeichnet Kuradisaar schlicht als das, was es ist: eine Insel. Dazwischen liegt zwar eine sehr flache Stelle der See, über die man bei günstigem, niedrigem Wasserstand offenbar tatsächlich trockenen Fußes hinüberkommt. Normalerweise heißt es aber Schuhe aus und durchs Wasser waten, für Erwachsene angeblich bis zu knietief. Heute war eindeutig kein Trockenen-Fußes-Tag. Ich hätte dennoch weitergekonnt. Aber am Abend und allein: keine gute Idee.

Ich blieb eine Weile dort stehen, bis wohin ich laufen konnte. Vor mir Findlinge im Wasser, dahinter die kleine bewaldete Insel, über dem Finnischen Meerbusen eine gewaltige Wolkendecke und direkt am Horizont ein schmales orangefarbenes Band vom Sonnenuntergang. Jenseits des Horizonts, etwa 45 Seemeilen entfernt: Helsinki. Das war nicht ganz der Aussichtspunkt, zu dem ich eigentlich gewollt hatte, aber ein ziemlich schöner Ort.

Auf dem Rückweg hielt ich immer wieder an, fand Fotomotive oder etwas Spannendes, wie eine interessante Insektenlarve und einen Glückssteinhaufen. Einer alten Käsmuer Seefahrertradition zufolge legten Seeleute nach glücklich beendeter Reise einen mit Namen und Jahreszahl versehenen Stein darauf. Ich legte auch einen dazu. Schadet sicher nicht. Und jetzt sitze ich in meinem Bungalow an meiner HEIZUNG und freue mich auf morgen.

Nichtstun, na ja, fast

Aber das mit viel Geschichte und vielen Geschichten

Heute wachte ich viel früher auf, als ich eigentlich gemusst hätte. Die Sonne schien durch die roten Rollos in mein Zimmer. Natürlich hatte ich eine Schlafmaske dabei. Ich hätte sie einfach aufsetzen und mich noch einmal umdrehen können. Stattdessen machte ich die Tür auf, schaute auf den wunderschönen Garten mit dem Meer dahinter und dachte: Nein! Es ist so unfassbar schön hier, ich kann jetzt nicht einfach wieder ins Bett gehen!

Ich spürte allerdings auch nicht den Drang, sofort loszurennen und zum Beispiel die Wanderung rund um die Halbinsel zu machen. Ich konnte mich auch einfach mit Kaffee und Müsli auf meine Terrasse setzen und glotzen. Das tat ich.

Während ich dort saß, dachte ich darüber nach, ob ich heute vielleicht einfach gar nichts machen sollte. Die Wanderung ginge schließlich auch morgen, das Wetter sollte ebenfalls schön werden.

Vielleicht würde ich mich unterwegs oder spätestens hinterher verfluchen, weil ich so doof war, mich freiwillig auf 15 Kilometer einzulassen, was sonst nicht mein Ding ist. Aber eigentlich ging es ja gar nicht ums Wandern. Ich wollte einfach möglichst viel von der Halbinsel sehen.

Entscheidungen, Entscheidungen. Das Schöne am Urlaub ist allerdings: Man muss die alle überhaupt nicht treffen. Man kann auch einfach gar keine treffen.

Während ich im Garten saß, kümmerte sich der Hausherr aufopferungsvoll um seine Beete. Überhaupt machen die Wirtsleute hier offenbar alles selbst. Als ich gestern angereist war, waren die beiden gerade mit dem Auto aus Rakvere gekommen und hatten vier Säcke Wäsche für die Unterkünfte dabei. Sie müssten das alle paar Tage machen, erklärten sie mir, weil es hier in der direkten Umgebung keine Möglichkeit gebe, diese Wäschemengen zu waschen. Dafür, dass das Anwesen so herrschaftlich aussieht, fand ich das bemerkenswert.

Es erklärt vielleicht auch ein wenig die ausgesprochen konkreten Hausregeln. Schuhe werden beim Betreten der Wohnung ausgezogen, und die Küche ist exakt so sauber und die Utensilien in der Anordnung zu hinterlassen, wie man sie vorgefunden hat. Anderenfalls werden 50 Euro fällig. Ich gebe zu, ich fühlte mich ausgesprochen verpflichtet, mich daran zu halten. Ich putzte hier die Küche sorgfältiger als ein Koch-Azubi im Sternerestaurant.

Während ich auf MEINER Terrasse saß, räsonierte ich ein wenig über das Alleinreisen. Zu zweit ist einfach ein anderes Reisen. Wenn man alleine unterwegs ist, nimmt man anders wahr und lässt sich anders treiben.









Das heißt überhaupt nicht, dass das eine besser wäre als das andere. Aber alleine zu reisen ist eine sehr schöne Abwechslung. Wenn auch bisweilen anstrengend, vor allem wenn man alles selbst individuell geplant hat und im Grunde jeden Tag neu entscheiden muss. Oder neu entscheiden KANN. Je nachdem, wie man es sieht.

Irgendwann brach ich dann doch kurz auf. Mein Vorhaben war ausgesprochen simpel: Dorfladen. Ich wollte Cayennepfeffer und Mineralwasser kaufen. Weil es draußen frisch war, zog ich einen Pullover über und stellte erfreut fest, dass er nach Rauch roch. Nicht nach Zigarettenrauch natürlich, sondern nach meinem Lagerfeuer vom Old Silent. Also urig.

Auf dem Weg zum Dorfladen schaute ich „noch eben“ in das kleine Meeresmuseum von Käsmu hinein. Ich dachte, dort wäre ich in 20 Minuten oder vielleicht einer halben Stunde durch. Das war ein Irrtum.

Schon die 8 Euro Eintritt hatten mich zunächst stutzen lassen. Für so ein kleines Museum? Ich erfuhr allerdings sehr schnell, dass das Museum vollständig privat betrieben wird, keinerlei staatliche Unterstützung erhält und von diesen Einnahmen lebt. Dann blieb ich fast zwei Stunden. Es war eine Geschichtsstunde, wie man sie in keinem Reiseführer buchen kann.

Denn das „Käsmu Meremuuseum“ ist zwar dem Namen nach ein Meeresmuseum, aber was ich dort bekam, war viel mehr als Marine- oder Seefahrtsgeschichte, Schiffsmodelle und Sextanten.

Ich traf dort drei Menschen: die 83-jährige Saima, Aarne, den Gründer des Museums, und eine weitere Frau, die gerade Kaffee kochte und Kuchen für eine Gästegruppe vorbereitete, die am Nachmittag kommen sollte. Vor allem die beiden Frauen nahmen sich unglaublich viel Zeit für mich. Ich konnte nahezu alles fragen, und das Schönste war: Sie freuten sich richtig darüber. Beide sprachen hervorragendes Englisch und griffen mit sichtbarem Vergnügen tief in ihren Wissensfundus.

Ich hörte von estnischer Geschichte und den Unabhängigkeitskriegen, von der Zeit der deutschen Besatzung, von der Sowjetzeit und von den Jahren danach. Es ging um das Leben der Menschen über einen Zeitraum von mehr als 200 Jahren. Natürlich erfuhr ich auch etwas über Seefahrt, aber das war fast nebensächlich.

Besonders eindrücklich war Saima selbst. Sie ist Ingermanland-Finnin und erzählte mir aus ihrer eigenen Familiengeschichte. Nicht Finnin, nicht Estin und nicht Russin, hatte sie erst 1993 sowohl von Finnland als auch von Russland ein Dokument erhalten, das bescheinigte, dass sie „keine Staatsfeindin“ sei.

Auch über Loksa, das ich am Vortag kennengelernt hatte, erfuhr ich einiges. Auf einer Karte war zu sehen, dass eine neutrale Seezone bis nach Loksa beziehungsweise in den Hafen hineinreichte. Saima erklärte mir, dass dort traditionell sehr viele Russen gelebt hatten und der Zugang deshalb entsprechend geregelt worden sei. Sie bestätigte außerdem meinen Eindruck vom Vortag: Loksa sei heute nahezu verlassen. Es sei im Wesentlichen ein russisch geprägter Ort gewesen, viele der dort lebenden Russen seien mit finanziellen Anreizen nach Russland zurückgeholt worden. Heute sei der Ort weitgehend leer und tot und das passte genau zu dem, was ich gestern erlebt hatte.

Ebenfalls über Käsmu selbst lernte ich viel. Zum Beispiel die Sache mit der Zahl der sichtbaren Steine: Auf vielen Fotos des Ortes sieht man am Strand deutlich mehr der charakteristischen Findlinge, als ich bisher gesehen hatte. Ich hatte mich schon darüber gewundert. Die Erklärung ist der Wasserstand. Zwar gibt es in der Ostsee praktisch keine Gezeiten, trotzdem kann sich der Wasserstand durch Wind und Strömungsverhältnisse erheblich verändern. Im Moment sei er ungefähr mittelhoch, erklärte Saima, weshalb viele Steine derzeit unter Wasser lägen.

Als ich ihr von meinem gestern gescheiterten Versuch erzählte, bis zur äußersten Spitze der Halbinsel zu gelangen, bestätigte sie, dass das Wasser zwischen der Landspitze und der vorgelagerten Insel sehr flach sei und man dort grundsätzlich hindurchgehen könne. Beim derzeitigen Wasserstand könne es einem Erwachsenen allerdings durchaus bis deutlich über die Knie reichen. Sie, die sehr klein ist, lachte und fügte hinzu: „Und mir bis zum Bauch!“

Zwischendurch entdeckte ich außerdem ein Stereoskop, ein Gerät mit zwei Linsen, mit dem man alte Fotografien betrachten konnte, die dadurch räumlich, wie in 3D wirken. Auch dessen Funktionsweise wurde mir natürlich ausführlich erklärt. Völlig faszinierend.

Überhaupt war das ganze Museum unglaublich detailreich und liebevoll eingerichtet. Es wirkt aber gar nicht wie ein Museum, sondern wie ein bewohntes, vollgestopftes Haus, in das man hineintritt und an der Schwelle einen riesigen Zeitsprung macht. Überall stehen und liegen Gegenstände, Fotografien, Dokumente, Schiffsmodelle, Werkzeuge und Erinnerungsstücke. Aber es gibt auch ein Speisezimmer, einen Musiksalon, ein Ankleide- und ein Schlafzimmer, die aussehen, als seien die Bewohner nur gerade in einem anderen Raum. Keine Vitrinen, keine Absperrbänder. Ich ging unbewusst fast auf Zehenspitzen, so wie man als Kind beim Nachbarn im Haus herumschleicht, um nicht bei unerlaubten Expeditionen erwischt zu werden. Und mittendrin Menschen, die nicht einfach nur auf die Sammlung aufpassen, sondern alle Geschichten der Dinge kennen und wahnsinnig gerne erzählen.

Ich war sehr, sehr froh, dort hineingegangen zu sein. Und noch viel froher, dass ich nicht nach 20 Minuten wieder hinausgegangen war, nachdem ich ein paar Seekarten angeschaut hatte.

Danach passierte an diesem Tag NICHTS. Na gut, fast nichts. Ich machte noch einen kleinen Spaziergang, saß wieder auf der Terrasse, schaute in den Garten und aufs Meer und dachte zwischendurch natürlich immer wieder: Ach, da könntest du noch hin. Und das könntest du noch sehen.

Aber ganz ehrlich? Einen Scheiß muss ich. Ich bin im Urlaub. Ich bin inzwischen seit mehr als zwei Wochen unterwegs, und zum Abschluss der Reise liegen noch zwei Städte vor mir. Ich kann doch auch einfach einmal hier sitzen.

Hier bitte O-Ton aus dem Loriot-Sketch vorstellen: „Ich möchte hier einfach nur SITZEN!“

Genau das tat ich.

Am Abend machte ich mir angebratenen Schweinebratenaufschnitt (kein frisches Fleisch und auch leider kein frischer Fisch hier im KAPITÄNSDORF) mit Sahnesauce.

Während ich kochte, kehrten meine Nachbarinnen im Bungalow von ihrem Tagwerk zurück. Die Gastgeberin hatte mir erzählt, dass seit geraumer Zeit einzelne Mitglieder einer Filmcrew hier wohnen. Irgendwelche französischen Menschen, die in der Gegend einen offenbar aufwendigeren Film drehen. Das fand ich nicht besonders spannend.

Spannender fand ich die Tatsache, dass die Wände meines Bungalows die akustischen Eigenschaften von Papier besitzen. Am Vorabend hatte ich durch die Wand bereits ein ausgesprochen lebhaftes französisches Telefonat miterleben dürfen. Angesichts dessen hatte ich beschlossen, hier besser nicht laut zu husten. Oder andere Dinge hörbar zu tun. Ich bin eine Maus. Ich bin gar nicht da. Ich SITZE hier nur.

Und morgen renne ich einmal um die Halbinsel.












15. AUGUST · KÄSMU · ESTLAND

Einmal um Käsmu herum

Zwischen Urwald, Findlingen, Mücken und prächtigen Tauchern

Ja, ich bin es, David. Ich bin nicht entführt worden. Das hier ist kein Hilferuf. Die Außerirdischen haben mich auch nicht geholt und ersetzt. Ich bin heute tatsächlich freiwillig wandern gegangen. Aber eins nach dem anderen.

Letzte Nacht hatte es offenbar ein wenig geregnet. Auf meiner Terrasse standen am Morgen kleine Pfützen und ich stellte fest, dass ich die Sitzpolster meiner Terrassenmöbel draußen vergessen habe. Obwohl die Wirtin mich ausdrücklich ermahnt hatte, die Polster nachts reinzuholen. Und weil sie ja ausgesprochen penibel ist, hatte ich ein schlechtes Gewissen.

Heute sollte jedenfalls erneut das Auto stehenbleiben. Ich hatte mir vorgenommen, einmal um die Halbinsel Käsmu zu laufen. Rund 15 Kilometer. Für mich ist das durchaus eine Ansage.

Für den Proviant hatte ich leider nur noch ein Ei, da das andere mir beim Hartkochen spektakulär geplatzt war. Aber ich hatte außerdem Butterbrote, Gurke und Salz dabei. Und gut gefrühstückt. Das musste reichen. Vielleicht würde ich mir heute die Sahnesauce von gestern Abend wieder ablaufen, denn mir war ganz versehentlich die komplette Sahne in die Pfanne gerutscht. Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte.

Bevor die eigentliche Wanderung überhaupt begann, kam ich allerdings schon kaum voran, weil Käsmu einfach zu niedlich ist. Hübsche Holzhäuser, eine kleine Kirche, ein liebevoll gemachter Selbstbedienungsstand mit Kasse des Vertrauens und ein Spielplatz mit einem richtigen Schiff, auf das man klettern kann. Als Kind hätte man mich von diesem Spielplatz nicht weggekriegt.

Langsam ließ ich das Dorf hinter mir. Kaum im Wald, hüpfte etwas Kleines Braunes über den Weg. Ich blieb stehen, es war eine winzige Kröte. Als ich mich zum Fotografieren herunterbeugte, hüpfte sie nicht weg, sondern blieb sitzen und guckte in die Kamera.

Der Wald hier wird weitgehend sich selbst überlassen. Umgestürzte Bäume bleiben als wertvolles Totholz liegen, und entsprechend sieht es auch aus: moosbewachsene Stämme, Farne, Wurzeln, Flechten, Beeren, dazwischen immer wieder Findlinge.

Dann begann es zu regnen: Regenjacke raus! Es war aber nur ein Schauer. Vorsichtshalber schmierte ich mich danach trotzdem mit DEET ein. Nicht, weil ich bisher übermäßig angefallen worden wäre. Aber so ganz ohne ist mir der Wald dann doch nicht geheuer. Während ich das stinkende Zeug verteilte, dachte ich an Sam aus Der Herr der Ringe, der in den Totensümpfen angesichts der Moskitos wissen will, was die Biester fressen, wenn sie keine Hobbits bekommen.









Mich. Kurz darauf stellte ich nämlich fest, dass ich längst mehrere Stiche an den Beinen hatte, die jetzt unschön auf das DEET reagierten. Nun ja. Ein paar Opfer muss man bringen, wenn man diesen wunderschönen Wald erkunden will.

Nach dem Regen wurde es schwül. Also Weste aus. Ich lief inzwischen seit ungefähr eineinhalb Stunden und war noch keiner Menschenseele begegnet, großartig. Auch gestern Abend an der Landspitze waren vielleicht drei Menschen gewesen. Das hier ist wirklich etwas für Leute, die sagen: „Ich hasse Menschen. Und Tiere. Steine sind okay."

Steine passen zu Käsmu ganz hervorragend. Die Halbinsel ist berühmt für ihre Findlinge. Geologisch ist die Sache vergleichsweise nüchtern: Das Inlandeis brachte während der letzten Eiszeit gewaltige Gesteinsbrocken aus Skandinavien hierher und ließ sie beim Abschmelzen zurück.

Die estnische Erklärung ist viel besser. In den Sagen war es häufig Kalevipoeg, der riesenhafte Held des estnischen Nationalepos, der mit Felsbrocken durch die Gegend warf. Manchmal nach Feinden oder dem Teufel, manchmal vielleicht einfach so. Angesichts der Steinmengen auf Käsmu muss der Kerl entweder sehr oft schlechte Laune oder sehr schlechte Augen gehabt haben. Oder beides.

Unterwegs entdeckte ich jede Menge Pilze. Nicht umsonst sind die Esten begeisterte Pilzsammler. Aber so komme ich natürlich nicht voran. Wenn ich auf einer 15-Kilometer-Wanderung ständig stehenbleibe, weil irgendwo etwas krabbelt, wächst oder hübsch aussieht, wird aus einer Runde um Käsmu irgendwann ein Tagesprogramm.

Nach ungefähr vier Kilometern erreichte ich den Käsmu-See. Er liegt etwas versteckt hinter dem eigentlichen Weg, aber ich fand einen kleinen Pfad hinunter. Der See ist ziemlich zugewachsen, ans Ufer kommt man kaum. Als ich aufs Wasser schaute, fühlte sich ein Kormoran beobachtet und flog auf. Und der Ort hat leider auch „death written all over". Hier wurde ich aggressiv von Stechviechern attackiert. Also ein Foto, Rückzug, weiter.

Ab hier macht die Route einen Knick und führt an der Küste entlang. An der Westseite von Käsmu schaute ich über die Eru-Bucht auf die gegenüberliegende Halbinsel Pärispea. Im Wald war es zeitweise nahezu vollkommen still. Kein Wind, keine Wellen, keine rauschenden Bäume. Leider auch kaum Vögel. Aber die Stille war schön.

Sprachs, hustete ein Mensch. Was erlaube? Sind wir hier auf dem Stachus?! Das Husten kam von einem winzigen Strand. Strände gibt es hier viel weniger, als man vielleicht denken würde. An vielen Stellen hört einfach der Wald auf und das Wasser fängt an. Aber hier war eine kleine Bucht. Und dort saßen fünf Menschen. FÜNF!

An einem der nächsten Strände setzte ich mich auf einen Stein, holte meine Butterbrotdose heraus und schaute aufs Wasser. Weit draußen schwammen zwei größere Vögel. Keine Kormorane. Ich wusste, dass es hier Prachttaucher gibt. Natürlich hatte ich mein Fernglas dabei. Aber wie alle spannenden Taucher auf dieser Welt, befanden sich die beiden ungefähr drei Postleitzahlen zu weit draußen.

Ich wünschte mir ein Spektiv. Schließlich machte ich mit 33-facher Vergrößerung ein mieses Belegfoto mit dem Handy und schickte es an Sonja. Die ornithologische Fachabteilung zuhause antwortete sofort: Prachttaucher. HA! Wie cool ist das denn?

Lange dort sitzen bleiben konnte ich leider nicht. Die Blutsauger hatten mich schon wieder. Und zum ersten Mal seit einigen Tagen musste auch der Hitzestick wieder ran.

Ich ging weiter. Der Weg wurde immer schmaler und abenteuerlicher. Irgendwann fiel mir auf, dass ich schon länger keine Wegmarkierung mehr gesehen hatte und schaute vorsichtshalber auf die Karte. Doch. Ich war richtig. Wo ein Weg ist, da ist auch ein Wille. Oder so ähnlich. Also weiter.

Gegen 13:30 Uhr hatte ich immer noch kein richtiges Mittagspicknick gemacht und merkte langsam, dass mein Energiespeicher gerne wieder aufgefüllt werden möchte.

Aber ich hatte noch keine Picknickstelle gefunden, die meinen inzwischen offenbar überzogenen Ansprüchen genügt. Entweder zu viele Menschen: Igitt. Oder zu viele Stechviecher: Igittigitt. Oder einfach noch nicht schön genug. Es ist überall wunderschön, aber wenn ich schon meine Butterbrote auspacke, möchte ich es bitte PERFEKT schön haben.

Währenddessen wurde der Weg endgültig zum Trampelpfad. Ich dachte an Gandalf und an seine Warnung an Frodo, auf seine Füße aufzupassen, wenn er vor die Tür geht. Genau! Auf die Füße aufpassen ist auf dem Käsmu-Trail sehr wichtig!

Der Weg war inzwischen wirklich mühsam. Überall Baumwurzeln, Steine und umgestürzte Bäume. Nichts davon dramatisch, aber zügiges Wandern war praktisch unmöglich.

Die offizielle Beschreibung des Trails klingt gemütlicher: „15 Kilometer rund um die Halbinsel, davon 10 Kilometer an der Küste, geeignet für Menschen, die längere Wanderungen zwischen Meer und Wald mögen.“ Eine Wanderplattform stuft die 15,7 Kilometer bei sechs Stunden Gehzeit als „moderat“ ein. Pffff. Ganz ehrlich: Ich hatte keinen Highway und keine Strandpromenade erwartet. Aber so etwas auch nicht.

Dann kam ein besonders großer Findling. Normalerweise hätte ich stehenbleiben und darüber nachdenken können, wen Kalevipoeg mit diesem Ding wohl bestrafen wollte und warum er schon wieder nicht getroffen hatte. Konnte ich aber nicht. Direkt daneben befindet sich ein riesiger Ameisenhaufen, und sobald ich stehen bliebe, würde ich gnadenlos in die Ameisenstraße integriert. Also weiter.

Wenig später der nächste Ameisenhaufen gleich direkt auf dem Wanderweg. Die Ameisen interessieren sich offenbar nicht für die offizielle Wegeführung. Wenn sie da wohnen wollen, dann tun sie das.

Inzwischen war ich ausgesprochen froh über meine Trailrunningschuhe. Mit normalen Sneakern wäre das hier nicht nur nicht witzig, es wäre stellenweise schlicht nicht möglich. Gerade diesen Gedanken gedacht, kam mir ein spanisches Ehepaar entgegen. Er immerhin in Wanderklamotten. Sie trug Baumwollschläppchen.

Baumwoll. Schläppchen.

Die Frau würde auf den nächsten Kilometern keinen Spaß haben, so viel stand fest. Ich selbst stapfte und trottete inzwischen nur noch. Das hier war kein Wandern mehr, das war Arbeit.





Um 14:30 Uhr erreichte ich nach dreieinhalb Stunden endlich die Landspitze. Natürlich waren Menschen da. Aber glücklicherweise war kein Bus angekommen. Ein Bus kann da natürlich gar nicht hin. Ich fand einen Stein zum Sitzen, sogar im Schatten, packte meinen Proviant aus, machte eine halbe Stunde Pause und das Tagesselfie sowie Foto von Shorty. Das Schlimmste hatte ich geschafft. Nach der Pause trat ich den Rest des Weges an. Mindestens anderthalb Stunden schätzte ich und hoffte inständig, dass der verbleibende Weg etwas besser gangbar wäre.

Kaum hatte ich das gedacht, lag ein Baumstamm quer über dem Weg. Natürlich nicht kniehoch oder auf Brusthöhe, sondern in einer für mich ausgesprochen dämlichen Höhe, bei der ich davor stand und mich fragte: Drunter? Oder drüber? Drumherum ging nicht. Da hat jedenfalls noch niemand einen Weg freigetrampelt. Ich entschied mich für drüber. Über mir flog ein Kolkrabe vorbei und rief: „Rok, rok, rok“, so als wolle er mir sagen „Stell dich nicht so an!“

Auf dem weiteren Weg folgten längere Abschnitte über grobe Kiesel direkt am Strand. Das war so anstrengend, dass ich laut fluchte. Als ich diese Strecke endlich hinter mir hatte, war mir der Ausblick auf die Findlinge und das Meer völlig egal geworden. So beschloss ich, dem Wasser den Rücken zu kehren und mir einen Weg durch den lichten Wald Richtung Käsmu zu suchen. Ich wollte endlich wieder weichen Waldboden unter den Füßen spüren.

Ich fand in den Wald hinein. Entfernungsmäßig war das nicht einmal eine Abkürzung. Aber: keine Kiesel mehr!

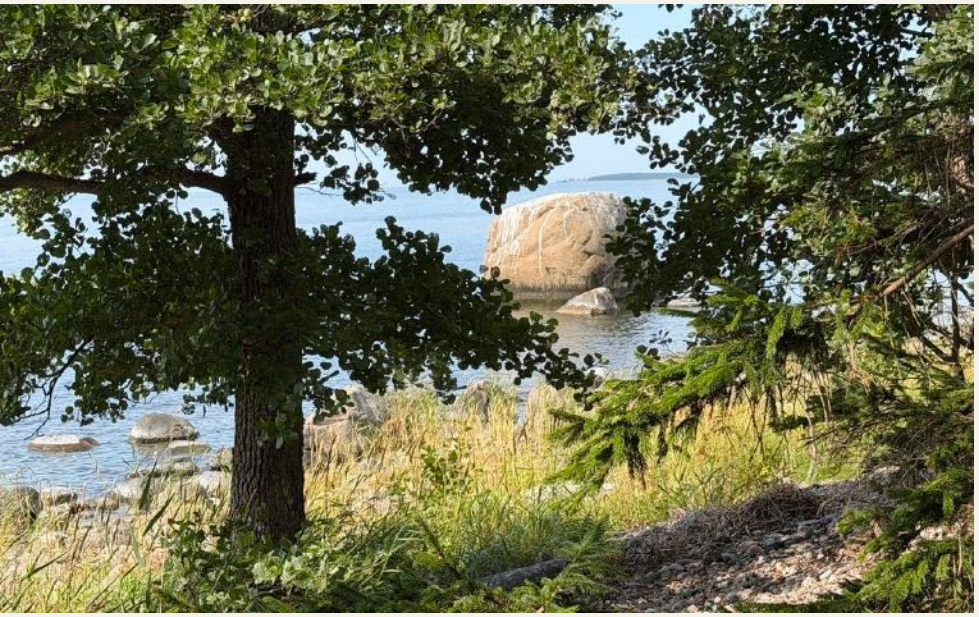
Ich versuchte, schon mal darüber nachzudenken, was ich heute Abend essen könnte. Mein Gehirn hatte dafür allerdings keine Kapazität mehr. Es war vollständig damit beschäftigt, meinen Füßen zu diktieren, was sie zu tun hatten: Einen Fuß vor den anderen. Stoisch.

Zuletzt schlich ich nur noch. Irgendwann hörte ich laute Musik. Mein erster Gedanke: Laute Musik brauche ich jetzt überhaupt nicht. Mein zweiter: Laute Musik ist großartig! Denn wo laute Musik ist, kann Käsmu nicht mehr weit sein!

Schließlich stand bei den ersten Häusern ein Bus. Der Bus, den ich vorhin an der Landspitze noch als Maßeinheit für unerfreulich viele Menschen benutzt hatte. Allerdings war es der Catering-Bus des Filmteams, von dem meine Wirtin gestern erzählt hatte. Von den Filmleuten war niemand zu sehen.

Dann kam ich praktischerweise direkt beim Dorfladen heraus. Ich kaufte mir ein kaltes Bier. Die allerletzten Meter zu meiner Unterkunft watschelte ich mit schweren, brennenden Füßen. Und auf meiner Terrasse:

ZISCH.








Käsmu 1,0

PÕHJALA
Virmalised
IPA

Give me Moor!

Oder wie mir die Worte für „schön“ ausgingen

Sonntagmorgen, ich hatte geschlafen wie ein Stein. Kein Wunder nach meiner gestrigen Through-Hike-Tour einmal rund um Käsmu. Draußen regnete es, genau wie vorhergesagt. Kurz überlegte ich, mich einfach noch einmal umzudrehen. Aber ich wollte heute ins Viru-Moor, Viru raba, ebenfalls im Lahemaa-Nationalpark, und da wollte ich trotz des Regens nicht erst irgendwann am Mittag auftauchen.

Immerhin hatte ich gestern Abend tatsächlich brav die Sitzpolster reingeholt. Heute also kein schlechtes Gewissen gegenüber meiner ordnungsliebenden Wirtin.

Auf der Fahrt zum Moor bei Harjumaa leistete ich mir nur einen kleinen Google-Maps-Irrtum, der schnell behoben war. Gefährlicher wurde etwas anderes: Auf einer feuchten Wiese neben der Straße entdeckte ich plötzlich unzählige Kiebitze, teilweise ganz nah an der Straße. Ich war so aus dem Häuschen, dass ich beinahe im Graben landete. Das Fahrassistenzsystem schimpfte auch gleich mit mir.

Als ich gegen 10 Uhr am Parkplatz ankam, standen dort vielleicht fünf Autos. Nach einem kurzen Fußmarsch durch hellen Kiefernwald erreichte ich endlich den Bohlenweg durch das Moor.

Und dann stand ich da und dachte: Leck mich am Arsch, ist das schön!

Vor mir eine riesige offene Landschaft aus niedrigen Kiefern, Heide, Gräsern und dunklen Moorseen. Dazwischen schlängelt sich der schmale Holzsteg. Der Regen hatte inzwischen aufgehört und der Himmel war unverschämt blau. Wenn Ihr die Fotos seht: ich SCHWÖRE, ich habe NICHTS an den Farben gedreht!

Mir gingen ziemlich schnell die Wörter für „schön“ aus. Sonja hatte Moore gestern als „so verboten schön, wenn sie denn existieren dürfen“ bezeichnet. Das trifft es sehr gut. Mir fiel irgendwann nur noch „insanely beautiful“ ein. Eine wirklich passende deutsche Übersetzung dafür finde ich nicht. Also bleibt es dabei.

Ein Aussichtsturm bietet einen fantastischen Blick über das Moor. Bis zur ersten Plattform ist er sogar barrierefrei zugänglich. Ich stieg ganz nach oben und bekam in Anbetracht der Aussicht fast Pipi in den Augen.









Um den Turm herum flogen viele Rauchschwalben. Die sausten teilweise auf Kopfhöhe durch den Turm, so dicht an mir vorbei, dass ich dachte, gleich knallt mir eine gegen die Stirn. Einige saßen in den Bäumen rundherum, andere flogen ständig ein und aus.

Dann entdeckte ich den Grund. Unter dem Dach und im Gebälk des Aussichtsturms befinden sich Schwalbennester. Ein Stockwerk tiefer saß eine Rauchschwalbe ungefähr eine Armlänge von mir entfernt und sang. Und am Fuß des Turms entdeckte ich schließlich nur leicht über Kopfhöhe noch ein Nest mit Jungen, die fleißig gefüttert wurden. Das Bemerkenswerte: Jeder Besucher des Aussichtsturms läuft unmittelbar an diesem Nest vorbei. Die Schwalben interessiert das offenbar überhaupt nicht. Ich hätte ewig da stehen können.

Eine deutsche Reisegruppe kam dazu, geführt von einer Estin, die perfekt Deutsch sprach. Von ihr erfuhr ich, dass die Rauchschwalbe der Nationalvogel Estlands ist. Wundert mich nicht, so viele wie die hier haben. Zum Saufuadern (Sau füttern) sagt man auf Bayerisch.

Irgendwann riss ich mich von den Schwalben los und ging weiter. Der Bohlenweg wurde jetzt so schmal, dass zwei Menschen nicht aneinander vorbeikommen. In regelmäßigen Abständen gibt es deshalb kleine Ausweichbuchten, denn ins Moor zu treten ist strengstens verboten.

Damit begann eine interessante sozialwissenschaftliche Feldstudie. Die meisten Menschen verhalten sich völlig normal bei Begegnungen auf dem schmalen Steg. Einer wartet, der andere geht vorbei, man nickt sich zu, bedankt sich, fertig. Und dann gibt es diejenigen, die einfach vorbeilatschen, nachdem man extra für sie zur Seite gegangen ist. Kein Blick, kein Nicken, kein Danke. Als vier Grazien auf diese Weise an mir vorbeistolzierten, sagte ich zur Vorletzten demonstrativ:

„You are very welcome.“

Sie kapierte es nicht.

An einem der Moorseen gibt es sogar eine Badestelle. Natürlich hatte ich meine Badehose nicht dabei. Schon wieder nicht, wenn man sie tatsächlich einmal gebrauchen könnte. Die deutsche Reisegruppe holte mich dort wieder ein. Die Führerin erklärte:

„Man sagt, wenn man in diesem Wasser badet, kommt man zehn Jahre jünger wieder heraus."

Der Altersdurchschnitt der Gruppe war, sagen wir, eher gesetzt. Eine der Damen rief sofort:

„Was stehen wir dann noch hier?"

Gelächter.

Eigentlich hätte ich gern länger an der Badestelle gesessen und wenigstens die Füße ins Wasser gehalten. Aber dann hätte ich die Reisegruppe ohne Überholspur vor mir gehabt. Also ging ich lieber weiter und fühlte mich, mit der Gruppe im Nacken, leicht gehetzt.

Unterwegs setzten sich immer wieder Schmetterlinge auf den Steg und teilweise auch auf mich. Ich lernte später, dass es Trauermäntel waren. Es gibt hier viele davon, und sie sind ausgesprochen kontaktfreudig. Einer schmiss sich geradezu an mich heran und blieb so hartnäckig auf meinem Fuß sitzen, dass ich mich langsam ein bisschen belästigt fühlte.

Winzige dunkle Eidechsen huschten über den Steg, irgendwo rief ein Kolkrabe, und wenn die Holzbohlen unter meinem Schritt ein wenig in den nassen Moorboden gedrückt wurden, gluckerte es unter meinen Füßen.

Schließlich endete der Bohlenweg am Waldrand. Dort stellte ich fest, dass der eigentliche Rundweg nun außerhalb des Moors weiterführen würde.

Nö. Ich wollte mehr Moor.

Also wartete ich, bis die deutsche Reisegruppe ebenfalls angekommen war, und ging anschließend denselben Weg zurück.

An der Badestelle machte ich schließlich doch noch eine längere Pause und holte mein Picknick raus. Auf dem Wasser drei Enten. Zwei davon schnöde Stockenten. Die dritte sah interessanter aus und tauchte ständig.

Fernglas raus: Ente weg. Ente wieder da: Gegenlicht. Ente taucht. Repeat.

Ich versuchte eine ganze Weile herauszubekommen, was für eine Ente das war, aber die blöde Nuss weigerte sich konsequent, sich bestimmen zu lassen. Dann kam eine Gruppe Spanier. Sie war laut. Ich gab auf.









Nach drei Stunden war ich wieder am Auto. Der Parkplatz war inzwischen rappelvoll. Gemessen an der Menschenleere, die ich gestern noch so gelobt hatte, ging es im Viru-Moor heute zu wie auf dem Oktoberfest. Trotzdem ein absolutes Highlight meiner Reise.

Am Parkplatz gab es ein Toilettenhäuschen. Vor mir öffnete eine Frau die Tür, schaute hinein und schlug sie umgehend wieder zu.

Ich, der da auch hinwollte, fragte: „Not good?“

Sie: „No. Not good. You can try.“

Ich: „No, I don’t think I want to. I trust you. Sometimes you have to trust strangers.“

Danach fuhr ich weiter. Google Maps hatte offenbar beschlossen, dass mein kleiner Yaris inzwischen auch als Geländewagen eingesetzt werden könnte, und schickte mich kilometerweit durch den Wald. Anfangs fand ich das noch ganz hübsch. Die Schotterpiste war gut befahrbar. Dann ging sie ohne Vorwarnung in eine Passage aus dicken Steinen über. Wenn ich da mit 35 km/h hineingerauscht wäre, hätte es dem armen Auto vermutlich die Achse zerlegt.

Als ich schaute, wie ich nach Palmse zum Nationalparkzentrum komme, entdeckte ich auf der Karte einen Foto-Spot: den Nõmmeveski-Wasserfall. Der lag praktisch auf dem Weg, also machte ich einen kleinen Abstecher.

Besonders spektakulär hoch ist der Wasserfall mit ungefähr 1,20 Metern nicht. Dafür gilt er als der wasserreichste Wasserfall Estlands. Direkt daneben stehen außerdem die überwucherten Ruinen eines ehemaligen Wasserkraftwerks aus dem frühen 20. Jahrhundert. Heute holt sich die Natur das Gelände langsam zurück. Betonreste, Wasser und Wald wachsen ineinander. Sehr fotogen.

Als ich in Palmse an der für das Zentrum angegebenen Adresse ankam, stand ich vor einem riesigen Herrenhaus mit einem gewaltigen Anwesen drumherum. Ich wusste zwar, dass das Nationalparkzentrum hier irgendwo sein sollte, aber wo genau?

Ich lief erst einmal über das Gelände und suchte zwei Dinge: das Nationalparkzentrum und ein Klo, weil ich das Parkplatzklo gemieden hatte. Ein Klo fand ich zuerst. Das Nationalparkzentrum schließlich auch.

Drinnen war es angenehm klimatisiert. Das ist ungefähr das Beste, was ich darüber sagen kann. Die Ausstellung sprach mich nicht besonders an, vieles ist nur auf Estnisch beschriftet. Es gibt zwar Audioguides auf Englisch und sogar auf Deutsch, aber ich hatte keine Lust, mit so einem Ding am Ohr durch die Ausstellung zu laufen. Auch die Souvenirabteilung enttäuschte. Ich kaufe in Nationalparkzentren eigentlich ganz gern ein bisschen Natur-Nippes. Hier gab es vor allem Seife und Selbstgestricktes.

Dafür ist das Gut Palmse selbst sehr hübsch. Herrenhaus, Park, Teiche, Orangerie, Wirtschaftsgebäude, Stallungen, Schmiede, Brauerei. Das komplette Programm. Und hier stellte ich außerdem fest, dass mein Estnisch offenbar doch schon geringfügig belastbarer geworden ist.

Am Gebäude der ehemaligen Brauerei steht „Õlleköök". Freundlicherweise steht daneben auch „Brewery". Ich schaute das Wort an und dachte: Õlle müsste Bier sein. Und Köök kenne ich inzwischen als Küche.

Bierküche? Kurzer Check. Tatsächlich. HA!

Vor drei Tagen hatte ich noch behauptet, man könne sich im Estnischen überhaupt nichts herleiten. Diesen Satz muss ich zurücknehmen.

Nach Palmse setzte Google seine Bemühungen fort, den Yaris auf seine Eignung für die Rallye Estonia zu testen, und schickte mich erneut auf einen Waldweg. Diesmal war er noch schmaler.

Google so: „Hier ist dein Weg nach Loksa."

Ich: „Echt jetzt?"

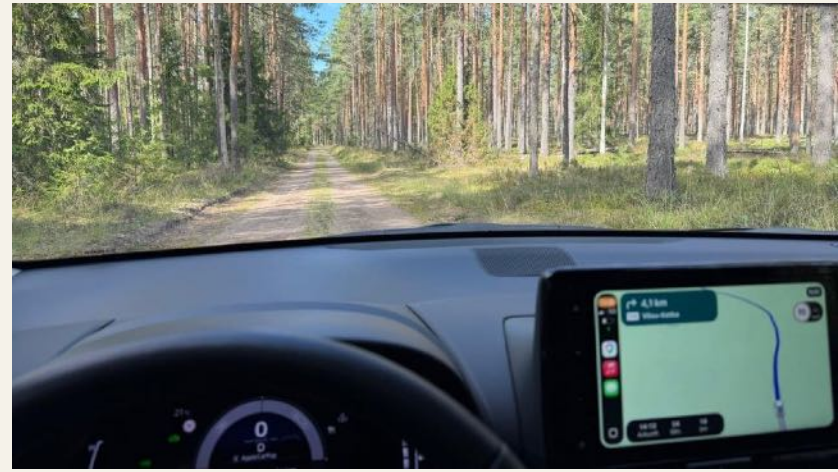
Aber auch das überstanden Yaris und ich.

Schließlich erreichte ich Loksa, die Perle des Nordens, ging in den geschätzten Coop, kaufte noch etwas für heute Abend und fuhr anschließend zurück nach Käsmu. Für heute reicht es.

Wenn ich von diesem Tag nur eine Sache behalten dürfte, wäre es ohnehin das Moor.

INSANELY BEAUTIFUL.












Tschüss Lahemaa, hallo Tallinn

Abschiednehmen, OP-Saal-Zustand und ein Wasserfall auf dem Weg

Heute Morgen wollte ich eigentlich nur eins: nicht weg. Ich hatte ordentlich ausgeschlafen, machte Tür und Fenster auf und die Sonne schien herein. Käsmu war immer noch genauso schön wie in den vergangenen Tagen und ich war überhaupt nicht bereit, wieder in die Stadt zurückzukehren.

Half aber nichts. Also begann ich zu packen, was durch meinen zwischenzeitlichen Klamotteneinkauf nicht unbedingt einfacher geworden war, und versetzte vor allem die Küche wieder in den von der Hausherrin geforderten OP-Saal-Zustand. Ich wollte schließlich nicht auf den letzten Metern noch die berüchtigten 50 Euro Strafgebühr kassieren.

Währenddessen mähte der Hausherr den Rasen, und aus einem kurzen Gespräch mit ihm wurde ungefähr eine halbe Stunde. Später kam auch noch Mae, die Hausherrin, vorbei, und mit ihr unterhielt ich mich ebenfalls noch einmal eine gute halbe Stunde. Sie erzählte mir einiges über das Leben hier. Die beiden wohnen eigentlich in Tallinn und verbringen nur den Sommer bis etwa Mitte September in Käsmu. Dann wird das Haus geschlossen.

Zum Abschied gab sie mir ihre Visitenkarte. Sollte ich irgendwann wiederkommen, und das halte ich inzwischen für ausgesprochen wahrscheinlich, könnte ich eine Unterkunft bei ihnen direkt und ohne Booking-dot-com buchen.

Nebenbei erfuhr ich, dass ich mir das gewissenhafte Müllraustragen hätte sparen können. Den hätte ich einfach stehenlassen dürfen. Die Küche hingegen war zu diesem Zeitpunkt ohnehin schon Reinraum.

Eigentlich war um 12 Uhr Check-out. Weil heute aber niemand nach mir einzog, durfte ich bleiben, solange ich wollte. Also saß ich noch einmal mit einem letzten Kaffee auf meiner Terrasse.

Und dann sagte Mae etwas ausgesprochen Gefährliches: Ich hätte sogar noch eine Nacht bleiben können. Hätte ich das gestern gewusst, wäre ich möglicherweise schwach geworden. Aber mein Hotel in Tallinn war gebucht, das Auto musste heute zurück, und innerlich war ich auf Weiterreise eingestellt. Irgendwann kommt eben der Punkt, an dem man gehen muss.

Das fiel mir wirklich schwer. Beim Verlassen der Sinisalu Apartments war ich traurig. So schwer ist mir der Abschied von einem Ort auf Reisen selten gefallen. Geweint habe ich nicht, aber viel fehlte nicht.

Also: Tschüss, Käsmu. Tschüss, Lahemaa Nationalpark.

Um mich von meinem Trübsinn ein bisschen abzulenken, machte ich im Auto zum ersten Mal seit vielen Tagen Musik an. Laut. Und ich grölte mit. Die Fahrt war unkompliziert. Die estnischen Straßen waren wieder angenehm leer, auf Landstraßen gilt Tempo 90, auf der Autobahn 110, und bemerkenswerterweise halten sich die Leute auch daran.

Was mich dagegen beschäftigte, waren die Bushaltestellen, die teilweise mitten an der Schnellstraße oder sogar Autobahn liegen. Wie man als Fußgänger dorthin gelangt: vollkommen rätselhaft.

An einer davon stand allerdings ein Auto. Jemand stieg aus, nahm einen Korb und marschierte in den Wald. Sehr wahrscheinlich Pilze sammeln. Damit wäre dann wohl auch geklärt, dass das tatsächlich so etwas wie der estnische Volkssport ist.

Bevor ich Tallinn erreichte, nahm ich noch den Jägala-Wasserfall mit. Immerhin rund acht Meter hoch. Oder so. Jedenfalls durchaus ein WasserFALL und hübsch anzusehen.

Auf dem Parkplatz stand ein Kaffeeautomat. Vor mir versuchten drei osteuropäische Touristen, dessen Geheimnisse zu entschlüsseln. Während ich wartete, entdeckte ich den Preis: 2,50 Euro für einen Becher Automatenkaffee. Damit war das Thema Kaffee erledigt.





Von Jägala waren es nur noch 30 geschmeidige Minuten bis Tallinn. Da ich morgens nur schmal gefrühstückt hatte, suchte ich auf dem Weg zum Hotel was zum Essen und landete bei Meckes. Selberkochen ist jetzt nämlich vorbei. Die nächsten vier Tage gibt's wieder Convenience. Danach brachte ich meinen treuen Yaris zurück. Tschüss, Auto! Du hast deinen Job gut gemacht.

Mit Witwe Bolte ging es weiter zum Hotel. Dessen Lage ist tatsächlich hervorragend: mitten im Zentrum, direkt neben der Tallinner Altstadt und mit Blick auf einen der Kirchtürme, die auf gefühlt jedem zweiten Foto der Stadt zu sehen sind. Der Rest sorgte zunächst für etwas weniger Begeisterung.

Schon der Zugang zum Hotel war ein mittleres Abenteuer. Durch ein Gittertor, über einen Parkplatz, immer irgendwelchen Pfeilen hinterher, dann durch einen eher unschmucken Eingangsbereich und schließlich eine Treppe hoch. Dann ein Gang, eine halbe Treppe hoch, eine halbe wieder hinunter, noch drei Biegungen. Immerhin keine Neuauflage von Mount Rīga.

Oben angekommen bewegte sich der Charme irgendwo zwischen Luxusgefängnis und Jugendherberge. Das Zimmer selbst ist groß, modern und vollkommen in Ordnung. Gemütlich ist allerdings etwas anderes.

Auch das angekündigte Spa entpuppte sich bei näherer Betrachtung als großes öffentliches Fitnessstudio mit Wellnessbereich, das vom Hotel mitgenutzt wird. Um dorthin zu kommen, muss man durch ein noch wilderes Labyrinth aus Treppen und Gängen. Mit Bademantel und Badeschlappen will man da nicht hintapern. Gibt es aber ohnehin nicht. Für mehr als 100 Euro pro Nacht hatte ich mir das ehrlich gesagt anders vorgestellt.

Allerdings war auch klar: Nach meinem kleinen Paradies in Käsmu konnte es bei der Unterkunft nur bergab gehen.

Bevor ich mich mit dem vermeintlichen Spa beschäftigte, drehte ich wenigstens noch eine kleine Runde. Einmal kurz in die Altstadt, damit ich behaupten konnte, heute schon etwas von Tallinn gesehen zu haben, den berühmten Kirchturm fotografiert und dann weiter. Armband gekauft.

Am Bahnhof (sechs Gleise, Ansagen auch auf Englisch) entdeckte ich ein kleines Areal, das ausgesprochen hipsterig wirkt, und eine coole Bar. Also setzte ich mich hin und bestellte ein Bier. 7 Euro. Die spinnen doch.

Und damit Schluss für heute.

Nichtstun

Wirklich nichts.

Heute passierte fast nichts. Und das war vielleicht auch einfach mal nötig.

Ich hatte heute Morgen richtig lange geschlafen und saß irgendwann mit meinem Kaffee in meinem immer noch genauso unhyggeligen Hotelzimmer wie gestern. Das Zimmer wird in diesem Leben kein Ort mehr, an dem ich mich heimisch fühle, aber für die paar Tage werde ich es hier schon aushalten. Und auch das Spa ist nicht toll, sondern vor allem am Abend: voll.

Vor allem stellte ich heute Morgen aber fest: Ich bin müde. Nicht nur ein bisschen müde, sondern reisemüde.

Ich war jetzt seit über zwei Wochen unterwegs, hatte ständig den Ort gewechselt, neue Städte gesehen, neue Unterkünfte bezogen, war geflogen, Zug, Bus, Schiff und Auto gefahren, durch Wälder und Moore gestapft und sogar freiwillig 15 Kilometer gewandert. Irgendwann ist einfach der Akku leer.

Eigentlich hatte ich mich natürlich darauf gefreut, heute Tallinn zu erkunden. Und ich freute mich auch immer noch auf Helsinki. Aber ich merkte heute sehr deutlich, dass ich nicht mehr die Energie aufbringen konnte, mit der ich bisher an jedem neuen Ort losgezogen war. Die Luft war einfach raus.

Also beschloss ich zunächst, aus mir wenigstens wieder einen Menschen zu machen. Danach schaffte ich es tatsächlich noch für eine kleine Runde in die Altstadt. Und dann war Schluss. Den größten Teil des Tages verschlief ich.

Und natürlich meldete sich irgendwann dieses blöde Gefühl, einen Urlaubstag „verschenkt“ zu haben. Schließlich war ich in Tallinn. Da müsste man doch raus. Sehenswürdigkeiten anschauen. Durch Straßen laufen. Fotos machen. Irgendetwas erleben, das sich abends ordentlich in das Reisetagebuch schreiben lässt.

Aber heute gab es keine große Geschichte. Es gab auch keine Fotoserie. Nur die Erkenntnis, dass nach mehr als zwei Wochen unterwegs eben irgendwann der Punkt kommt, an dem Körper und Kopf sagen: Nö. Heute nicht.

Jetzt ist es 18 Uhr und ich werde mich heute Abend nur noch um etwas zu essen kümmern. Danach ist Feierabend, denn morgen klingelt der Wecker sehr früh. Um 7:30 Uhr legt meine Fähre nach Helsinki ab, also wollte ich gegen 6:45 Uhr am Terminal sein.

Vielleicht fühlt sich dieser Tag ein bisschen verschenkt an. Aber vermutlich gehört auch genau so ein Tag zu einer langen Reise dazu.



Einmal Finnland und zurück

Schiffe, Mumin-Schnickschnack und wieder kein Fischbrötchen

Heute Morgen klingelte der Wecker zu einer Uhrzeit, zu der ich normalerweise nicht einmal wissen möchte, dass es sie gibt. Mein Schiff von Tallinn nach Helsinki sollte um 7:30 Uhr ablegen, und entsprechend früh musste ich raus. Nach meinem weitgehend verschlafenen gestrigen Tag war das ein ziemlich deutlicher Kontrast.

Am Fährterminal angekommen ging alles unkompliziert, und dann betrat ich die MyStar und war erst einmal völlig aus dem Häuschen. Ich hatte für die Überfahrt nicht viel mehr erwartet als eine ziemlich große Ostseefähre. Tatsächlich fühlte sich das Ding eher wie ein schwimmendes Einkaufszentrum mit angeschlossenem Schiffsbetrieb an. Restaurants, Bars, Geschäfte, verschiedene Aufenthaltsbereiche, Außendecks und sogar ein gläserner Boden, durch den man direkt auf das vorbeirauschende Wasser schauen konnte. Sehr, sehr cool. Mit 27 Knoten, etwa 50 km/h pflügte der Pott durch den Finnischen Meerbusen.

Draußen war es allerdings ordentlich windig. Während ich herumstand, aufs Meer glotzte und mich darüber freute, wie toll dieses Schiff war, wehte mir die Mütze vom Kopf. Glücklicherweise landete sie an Deck und nicht in der Ostsee. Gesellschaft hatte ich außerdem von diversen Möwen, die auf dem Schiff offensichtlich kostenlose Passage gebucht hatten. Ich war mir jedenfalls ziemlich sicher: Die haben nicht bezahlt.

Und dann die Aussicht. Sonne, Meer, Kielwasser, andere Fähren am Horizont – ich hätte problemlos die komplette Überfahrt draußen verbringen können. Selbst das stille Örtchen bot dank eines riesigen Bullauges Meerblick. Loo with a view.

Noch bevor ich Helsinki erreichte, hatte sich mein Handy in Finnland eingeloggt. Damit war es offiziell: Finnland ist das 36. Reiseland meines Lebens, und nach Litauen, Lettland und Estland das fünfte Land dieser Tour, wenn ich Deutschland als Start mitzähle.

Gegen 9:45 Uhr war ich vom Schiff herunter und bestellte mir erst einmal die Witwe Bolte. Bis ins Zentrum waren es zwar nur ungefähr drei Kilometer, die ich selbstverständlich hätte laufen oder mit der Straßenbahn fahren können. Die vermeintlich kurze Fahrt dauerte dann allerdings fast 20 Minuten, was ich mir für den Rückweg schon einmal hinter die Ohren schrieb.

Mein erster richtiger Eindruck von Helsinki war dafür eindrucksvoll. Am Senatsplatz stand ich vor dem strahlend weißen Dom, der über dem Platz thront und in der Morgensonne ziemlich was hermachte. Gleichzeitig musste ich feststellen, dass Helsinki für mich nicht zu den Städten gehört, in denen ich mich sofort intuitiv zurechtfinde. Also lief ich erst einmal los und suchte mir meinen Weg.









Irgendwann landete ich am Wasser und dort gab es einen Mumin-Shop. Damit war natürlich jede weitere Stadtplanung vorübergehend außer Kraft gesetzt.

Der Laden selbst war dann leider ein bisschen enttäuschend. Vieles war eher ramschig, aber immerhin besorgte ich den obligatorischen Kühlschrankmagneten. Später begegnete mir noch ein offizieller Mumin-Laden und ich musste mich beherrschen, den nicht leerzukaufen. Ich erwarb ein Basecap mit kleinen Ohren für Theo, meinen Neffen.

Am Hafen gab es einen kleinen Markt mit unglaublich viel Essen. Nun wartete ich seit Beginn dieser Reise darauf, endlich ein Fischbrötchen zu bekommen. Ich befinde mich schließlich seit Wochen an der Ostsee. Irgendwann muss doch mal jemand einen Fisch zwischen zwei Brötchenhälften legen.

Nichts.

Stattdessen gab es Fettiges in sämtlichen Aggregatzuständen, Wurst in allen Variationen und Hotdogs.

Elch- und Rentier-Hotdogs.

Nachdem ich das komplette Angebot einmal abgegangen war, stand für mich fest: Würde ich hier etwas essen, müsste ich anschließend unverzüglich eine Apotheke aufsuchen und Omeprazol kaufen.

Also zog ich weiter und landete in einem weiteren Hafengebiet. Dort lagen einige ausgesprochen interessante Schiffe, darunter ein gewaltiger finnischer Eisbrecher. Überhaupt merkt man Helsinki seine Lage am Meer ständig an. Das Wasser ist nie weit weg, überall tauchen Häfen, Schiffe oder Inseln auf.

Je länger ich durch die Stadt lief, desto besser gefiel sie mir. Helsinki ist anders als die drei baltischen Hauptstädte, die ich in den vergangenen Wochen gesehen hatte. Weniger mittelalterlich als Tallinn, weniger prachtvoll-verspielt als Riga und weniger barock als Vilnius. Die Stadt wirkt weit, hell, aufgeräumt, nordisch und stellenweise fast spröde. Sie drängt sich nicht auf.

Dazu kamen immer wieder Gebäude, die mich überraschten. Vor allem der Hauptbahnhof war so ein Fall. Ich wollte nur Pipi machen. Bei einem Bahnhof hatte ich nicht unbedingt mit einem architektonischen Höhepunkt gerechnet, aber das monumentale Gebäude mit seinen steinernen Figuren am Eingang, den großen Leuchten und der gewaltigen Halle war wirklich sehenswert. Danach lief ich weiter. Und weiter. Und weiter.

Unterwegs begegnete mir eine Dohle, die offenbar etwas zu erzählen hatte, und später geriet ich mitten in ein professionelles Fotoshooting mit einer Cellistin auf der Straße. Irgendwann wollte ich eigentlich eine Flasche Wasser kaufen und ging in einen Supermarkt. Zumindest dachte ich, es sei ein Supermarkt.

Drinnen gab es Waschmittel, Körperpflegeprodukte, Kekse, Strickwaren, Körbe, Blumen und allerlei Gedöns. Ich stand zwischen Wohnaccessoires und fragte mich kurz, ob ich versehentlich bei IKEA gelandet war. Wasser wollte ich. Einen Teppich hätte ich bekommen können.

Um 13:15 Uhr setzte ich mich hin. Seit mehr als drei Stunden war ich durch Helsinki gelaufen, ohne auch nur einmal richtig zu sitzen. Und langsam merkte ich es auch.

Damit war für mich aber eigentlich schon klar, dass dieser Tag genau richtig gelaufen war. Ich hatte Helsinki nicht mit einer langen Liste von Sehenswürdigkeiten abgearbeitet. Ich war einfach durch die Stadt gelaufen, hatte geguckt, war irgendwo abgebogen, hatte mich treiben lassen und dabei festgestellt, dass ich die Stadt mag.

Am Nachmittag würde ich die Bolte wieder bemühen und rechtzeitig zum Hafen zurückfahren. Danach wartete noch einmal die MyStar auf mich, diesmal in Richtung Tallinn.

Und wenn das Wetter mitspielte, würde der Tag dort enden, wo er morgens begonnen hatte: draußen an Deck, irgendwo auf der Ostsee, mit Wind um die Nase. Nur die Mütze würde ich diesmal besser festhalten.























Regentag

Kopfsteinpflaster, Skurriles, viel Mittelalter mit Käse und ein Wiedersehen





Ich begann gegen 08:30 Uhr meinen letzten vollständigen Tag dieser Reise. Als Erstes wollte ich für meinen Heimflug morgen einchecken und stellte dabei zu meinem Entsetzen fest, dass ich keinen Direktflug gebucht hatte. Irgendwie hatte ich das völlig falsch abgespeichert. Stattdessen geht es morgen von Tallinn erst noch einmal nach Vilnius und von dort weiter nach München.

Ausgerechnet Vilnius. Nach drei Wochen Reise, in denen ich mich einmal von Süden nach Norden durchs Baltikum gearbeitet hatte, fliege ich zum Abschluss also erst noch einmal zurück zum Ausgangspunkt. Ich wusste nicht, warum mir das beim Buchen nicht aufgefallen war. Mittlerweile wollte ich wirklich nach Hause.

Nachdem ich eingecheckt hatte, schrieb ich noch eine Bewertung für mein ausgesprochen unhyggeliges Hotel und machte mich anschließend auf den Weg in die Stadt. Draußen nieselte es. Aus dem Nieseln wurde handfester Regen.

Also zurück, Regenjacke angezogen und wieder einmal auf Expedition durch mein Hotel begeben. Das Gebäude ist nämlich nicht einfach nur verwinkelt, es ist ein ein schräges Sammelsurium aus Fluren, Treppen, Türen und Gebäudeteilen, bei dem man auch nach mehreren Tagen Zweifel bekommt, ob das alles zusammengehört. Überhaupt wirkt das ganze Haus, als seien mehrere Gebäude einfach ineinander geschoben worden, ohne darüber nachzudenken, ob die Grundrisse kompatibel sind.

Der 20. August ist in Estland der „Day of Restoration of Independence“, an dem an die Wiederherstellung der estnischen Unabhängigkeit 1991 erinnert wird. Ich hatte deshalb damit gerechnet, dass in Tallinn einiges los sein würde. Trotz des Feiertags und vielleicht wegen des Wetters blieb es überschaubar.

Tallinn selbst gefällt mir. Die Altstadt ist sehr hübsch, mittelalterlich und kompakt. Vor allem besitzt sie eine beeindruckende Sammlung verschrobener kleiner Geschäfte. Man läuft durch wunderschöne alte Gassen und blickt dabei in Schaufenster voller Trolle, Wikinger, Saunahüte, Pelze, Strickwaren, Dessous und anderer Dinge, bei denen sich nicht immer erschließt, wer sie kaufen soll.

Auch kulinarisch macht Tallinn interessante Angebote. Ich hätte beispielsweise Elchburger, geschmorten Elch oder Bär essen können. Nein, danke. Burger kann ich nicht mehr sehen, und 20 Euro für Chicken Tikka Masala sehe ich auch nicht ein.





Vor der russischen Botschaft änderte sich die Stimmung. Dort stehen und hängen ukrainische Fahnen, Bilder, Blumen und Erinnerungsstücke an Menschen, die im Krieg gegen Russland ums Leben gekommen sind. Nach den skurrilen Schaufenstern ein ernster Moment.

Kurz darauf kam ich am „Pin-Up“ vorbei, einem offenbar ausgesprochen berühmten Friseursalon. Zufällig stand dort gerade ein Stadtführer mit seiner Gruppe und erzählte, die Betreiberin sei in Estland sehr bekannt und habe unzählige Preise gewonnen. Der Laden selbst sei bis unter die Decke mit Pokalen und Auszeichnungen vollgestopft. Schon von außen sah er aus, als hätte jemand Friseursalon, amerikanisches Diner, Seemannskneipe und Flohmarkt in einen Mixer geworfen.

Dann stellte ich fest, dass ich schon fast wieder an meinem Hotel war. Damit ist auch geklärt, wie klein Tallinns Altstadt tatsächlich ist.

Ich bekam Hunger. Eigentlich hatte ich beschlossen, mir einfach im Supermarkt ein Sandwich zu kaufen. Zwar kann ich inzwischen Sandwiches ungefähr genauso wenig sehen wie Burger, aber irgendwann ist auch mal gut mit der kulinarischen Erlebnisreise. Dann landete ich beim Balti Jaama Turg, dem Markt am Bahnhof. Und dort wurde aus dem Supermarkt-Sandwich doch noch etwas anderes. An einem französischen Stand bestellte ich bei einem Franzosen einen Croque Monsieur und das sogar auf Französisch. Mein Französisch ist überschaubar, wurde aber gelobt. Der Croque Monsieur bestand zu einem nicht unerheblichen Teil aus Käse und war kalorisch vermutlich keine vernünftige Entscheidung. Aber vernünftig gibt es zuhause wieder. Und alles ist besser als Bär und Elch.

Auf dem Rückweg war mir von dem Käse-Klotz ein bisschen schlecht. Außerdem fror ich. So beschloss ich, meinem Hotel noch eine letzte Chance zu geben und am Nachmittag doch noch in die Sauna zu gehen. So zumindest der Plan. Denn ins Hotel ging ich erst einmal nicht.

Stattdessen kehrte ich in einem Café ein, das bei meiner Ankunft komplett leer war. Dort kam ich mit zwei jungen Esten ins Gespräch und unterhielt mich außerdem mit dem peruanischen Koch, der nichts zu tun hatte. Nach und nach kamen weitere Gäste, mit denen ich plauderte. Zuerst ein Paar, das in Kopenhagen lebt, er aus Irland, sie aus Schweden, später noch junge Leute aus Bulgarien, aus der Gegend der Rila-Seen, die ich sogar kenne. So wurde aus dem eigentlich nur als Zwischenstopp gedachten Cafébesuch eine sehr internationale Angelegenheit.

Draußen goss es derweil immer wieder wie aus Kübeln. Jedes Mal, wenn ich darüber nachdachte weiterzuziehen, ging der nächste Wolkenbruch nieder und lieferte mir einen guten Grund, noch ein bisschen sitzen zu bleiben.

Als ich mich irgendwann doch auf den Weg machte, entdeckte ich einen kleinen ukrainischen Laden. Natürlich ging ich hinein und nicht mit leeren Händen wieder hinaus. Ich kaufte ein Shirt mit traditioneller Stickerei und eine ukrainische Militärmütze in Camouflage. Billig war das nicht, aber das war mir inzwischen egal. Und die Mütze kann ich sogar sehr gut zum Birden gebrauchen. Eine vernünftige Camouflage-Mütze habe ich bisher nämlich noch nicht. Damit ist der Kauf vollständig rationalisiert.

Der Ukrainer, der mir die Sachen verkaufte, war nett. Als ich ging, verabschiedete ich mich mit „Slawa Ukraini“. Er bedankte sich auf Ukrainisch: „Djakuju.“ Danach ging ich tatsächlich zurück ins Hotel. Diesmal wirklich.

Von meinem Plan, noch in die Sauna zu gehen, war inzwischen nicht mehr viel übrig. Den sogenannten Wellnessbereich hatte ich bereits angeschaut. Unter „Wellness“ stelle ich mir gemeinhin einen Ort vor, an dem man sich gerne aufhält. Hier handelt es sich um den Saunabereich eines öffentlich zugänglichen Fitnessstudios, das sich zufällig am Hotel befindet. Und überhaupt hat die Einrichtung so wenig Atmosphäre, dass bei mir keinerlei Bedürfnis aufkommt, mich dort für ein paar Stunden der Entspannung hinzugeben.

Das passt leider ziemlich gut zum gesamten Hotel: Funktional ist alles vorhanden, aber an keiner Stelle entsteht das Gefühl, dass jemand einmal überlegt hat, ob man sich hier vielleicht auch wohlfühlen möchte. Also ließ ich die Sauna Sauna sein und machte es mir in meinem Zimmer so gemütlich, wie es ging.

Die Reise war inzwischen unverkennbar auf den letzten Metern angekommen. Aber der Abend hielt noch etwas bereit: ein Wiedersehen nach 25 Jahren!



Sandra und ich kennen uns noch aus Köln, und als wir überlegten, wann wir uns zuletzt begegnet waren, kamen wir schließlich auf die Abschlussfeier einer gemeinsamen Freundin. Die hatte damals ihr Studium beendet und zu diesem Anlass ihre Uni-Unterlagen rituell verbrannt.

25 Jahre später trafen wir uns in Tallinn wieder. Sie ist derzeit mit der Bundeswehr hier stationiert und arbeitet als Presseoffizierin. Wir verabredeten uns am Balti Jaama Turg. Ich lernte auch ihren Freund Stefan kennen. Dann wurde sofort losgeredet.

Zum Abendessen gab es, wie es sich für einen Markt in Estland offenbar gehört, hauptsächlich Frittiertes. Wir teilten uns zu dritt eine Vorspeisenplatte, was eine gute Entscheidung war, und tranken Bier dazu.

Vor allem aber redeten wir. Natürlich über früher und darüber, was in den vergangenen 25 Jahren so alles passiert war. Aber ich erfuhr auch viel über ihre Arbeit als Presseoffizierin, über die Bundeswehr, die NATO in Osteuropa und einiges mehr.

Es war ein richtig schöner Abend!






LOOMELINNAK


TALLINN





Abflug!

Hipsterkram und der lange Weg nach Hause

Bevor ich Tallinn verließ, wollte ich am Vormittag noch einen letzten Punkt von meiner Liste streichen: das viel gepriesene Kreativ- und Hipsterviertel Telliskivi Creative City. Praktischerweise stellte ich beim Blick auf Google Maps fest, dass ich dort längst gewesen war. Das Ganze liegt nämlich direkt hinter dem Balti Jaama Turg, an dem ich inzwischen mehrfach vorbeigekommen war.

Also machte ich mich nach Kaffee und Packen gegen 9 Uhr noch einmal auf den Weg. Immerhin schien zum Abschied wieder die Sonne, auch wenn es für die kurze Hose definitiv zu kalt blieb. Aber selbst jetzt, Ende August, sind über Tallinn noch Mauersegler unterwegs.

Telliskivi selbst erwies sich als kleiner, als mein Reiseführer mir mit seinen ausgesprochen schicken Fotos und überschwänglichen Beschreibungen suggeriert hatte. Alte Industriegebäude, Streetart, Cafés, ein ausrangierter Eisenbahnwaggon, Unterwäsche als Kneipendeko und ein unmissverständliches Schild, das vor den möglichen Folgen falschen Parkens warnt. Nett, aber nach einer halben Stunde hatte ich alles gesehen. Immerhin fand ich noch einen großen gemalten Tiger an einer Mauer. Also musste Shorty posieren.

Auf dem Rückweg kam ich wieder am Bahnhof „Balti jaam“ vorbei. Und erst heute ging mir auf, dass „jaam“ schlicht Station bedeutet.

„Balti jaam“ ist der Baltische Bahnhof, „bussijaam“ der Busbahnhof und „lennujaam“ der Flughafen. Manchmal erschließt sich eine Sprache erst, wenn man abreist.

Noch einmal ging es durch die sonnige Altstadt, vorbei an der Kirche St. Olai (Sankt Olaf), wobei ich unweigerlich an Rose aus Golden Girls und den legendären „Great Herring War“ denken musste. Mehr muss man dazu nicht wissen.

Im Supermarkt wollte ich etwas zum Frühstück kaufen und wurde von einer mies gelaunten russischsprachigen Verkäuferin darauf hingewiesen, dass ich mein Teilchen vorher hätte wiegen müssen.

Dann war endgültig Schluss mit Sightseeing. Ich schlurfte zurück ins Hotel, frühstückte, hing noch ein wenig herum und widmete mich dem letzten großen Gegner dieser Reise: meinem Koffer. Der war inzwischen derart voll, dass fünf Liter zusätzliches Volumen eine gute Investition gewesen wären. Nachdem ich ihn mit Mühe geschlossen hatte, fiel mir ein, dass der Kulturbeutel noch draußen lag. Also alles noch einmal von vorn. Wenigstens sollte sich das für 40 Euro zusätzlich gebuchte Aufgabegepäck lohnen. Das überraschende Ergebnis beim Wiegen am Flughafen: gerade einmal 11 Kilo. Offenbar hatte meine zwischenzeitliche Klamotten-Triage doch einiges gebracht.





Dann rief ich zum letzten Mal auf dieser Reise Witwe Bolte. Meine Fahrerin hieß Elena und nutzte die Fahrt zum Flughafen noch für eine kleine Lektion Estnisch. So lernte ich auf den letzten Kilometern durch Tallinn noch ein bisschen von einer Sprache, bei der ich nach drei Wochen ansonsten kaum über “Jaam“ und „ Õlleköök“ hinausgekommen war.

Elena brachte mich zuverlässig zum Flughafen. Check-in und Gepäckabgabe funktionierten komplett digital und unkompliziert, typisch Estland. Und spätestens als der Koffer auf dem Band verschwunden war, waren mir der Aufpreis völlig egal. Ich war einfach froh, ihn los zu sein, zumal ich in Vilnius noch einmal umsteigen muss.

Da ich viel zu früh am Flughafen war, ging ich vor der Sicherheitskontrolle noch einmal nach draußen. Dort gab es nichts Spektakuläres mehr zu sehen. Ein Stück Wasser. Die estnische Flagge neben EU- und Ukrainebanner im Wind. Und über allem der weite baltische Himmel, der mich in den vergangenen drei Wochen begleitet hatte.

Auf dem Boden vor einem Gully stand: „Meri algab siit – The sea starts here.“ Ich dachte an Findet Nemo: „All drains lead to the ocean.“

Dann ging ich rein. Sicherheitskontrolle. Warten. Ich konnte auch wirklich nicht mehr. Ich werde erst in etwa acht Stunden zuhause ankommen.





Epilog

Drei Wochen Baltikum. Als ich losfuhr, hatte ich eine einigermaßen genaue Vorstellung davon, was mich erwartete. Was daraus werden würde, wusste ich natürlich nicht.

Es war eine großartige Reise. Nicht jeder Tag war großartig, nicht jede Unterkunft ein Glücksgriff und manches hätte ich mir unterwegs gern erspart. Aber genau deshalb bin ich froh, dass dieses Tagebuch nicht nur die schönen Bilder festhält, sondern auch den Rest.

Am meisten genossen habe ich im Rückblick die Natur und von der hatte ich eigentlich zu wenig. Käsmu, Lahemaa, die Kurische Nehrung, das Moor: Dort war ich am liebsten. Würde ich noch einmal ins Baltikum reisen, würde ich es deshalb anders machen.

Notiz an mich: Weniger Städte. Mehr Natur. Besseres DEET.

Und beim nächsten Mal mit meiner Frau.




© David Nikolai Scholz, 2026